O. O. germ.
1655 fr

Zastrow

Die Clarinette

als Talisman.

Zweiter Band.

434 F

Die

Clarinette

als Talisman.

Musikalischer Roman in zwei Bänden

von

Carl Zastrow.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1874.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wir versenkten uns in das unergründliche Zauberreich der Beethovenschen Tonwelt. Es klang zum Entzücken und das verwöhnteste Ohr hätte sich für befriedigt erklärt. Wir waren für die Eindrücke von außen her völlig unempfänglich und man mag die Vehemenz des Sturzes aus unserem Himmel ermessen, als plötzlich die lauten Worte an unser Ohr schlugen:

„Aber was ist denn das? So etwas ist mir ja in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Bist Du wahnsinnig geworden, Nanette?"

Die junge Dame hielt erschrocken inne. Es war, als käme sie plötzlich zum vollen Bewußtsein der eigenthümlichen Situation, welche sie durch ihr lebhaftes Naturell sowohl, als durch ihre leidenschaftliche Vorliebe für Musik hervorgerufen. Sie erhob sich hastig, eine dunkle Gluth ergoß sich über ihr Antlitz, und mit einem Anstrich von Verlegenheit wandte sie sich der Mutter zu, welche

in der ganzen imposanten Haltung mütterlicher Entrüstung auf der Schwelle stand.

„Verzeihung, beste Mama! ich habe mit unserm verehrten Gast ein Paar Sonaten gespielt! . . . aber nie habe ich größeres Vergnügen gehabt, als heut. Der Herr Lebrence ist ein vortrefflich geschulter Violinspieler! . . . ich will Dich dringend bitten, Mama, Herrn Lebrence —"

„Ich habe das Vergnügen, Ihnen anzuzeigen, daß Ihr Zimmer bereit ist, mein Herr!" wandte die Gräfin sich an mich und schnitt damit jede fernere Einmischung der Tochter ab.

Ich that sonach, was unter den obwaltenden Umständen das Sicherste war, verabschiedete mich, so gut meine tödtliche Verlegenheit es zuließ, und schritt zur Thür hinaus.

Draußen empfing mich ein alter grauköpfiger Diener in einfacher Livree. Er maß mich mit einem raschen prüfenden Blick, in welchem jedoch eine gewisse respectvolle Zurückhaltung nicht zu verkennen war und redete mich in freundlicher Weise mit den Worten an:

„Beliebt es dem Herrn Musikdirektor, daß ich ihn auf sein Zimmer führe?"

„Dem Herrn Musikdirektor!" flüsterte ich in mich hinein, „was ist das nur wieder für eine

Begriffsverwechselung? Gewiß ein neuer Streich des kleinen aristokratischen Wildfangs!"

Und so war es in der That. Als der alte Graukopf das für mich bestimmte Zimmer öffnete, hatte ich Mühe, einen Ausruf der Ueberraschung zu unterdrücken. Das ziemlich geräumige Gemach wurde durch eine Portiere von schwerer blauer Seide in zwei Hälften getheilt. Ein prachtvolles mit Seide bezogenes Himmelbett schimmerte zwischen den kunstvoll getheilten Falten derselben hervor. Gobelin-Tapeten bedeckten die Wände, schwere Teppiche den Parquetboden. Eine Ampel von Milchglas hing an vergoldeter Kette von der getäfelten Decke herab. Sammetpolster im blendendsten Roth, Tische und Etageren zierlich aus Nußbaumholz gearbeitet und tausend künstliche Nippsachen, was alles zu übersehen, mir im ersten Augenblick unmöglich war, zierten diesen Salon, der nach meiner damaligen Ansicht viel mehr für einen Prinzen, denn für einen simplen jungen Mann paßte, welcher die Musik zu seinem Brodstudium erwählt.

„Ist dieses Zimmer wirklich das rechte?" fragte ich den Alten, „irren Sie sich nicht?"

„Nein!" antwortete der Gefragte, „wenn Sie in der That der Herr Musikdirektor Lebrence sind, so ist es das für Sie bestimmte."

„Lebrence heiße ich allerdings, allein —"

„Dann bitte ich, es sich bequem zu machen, mein Herr! das gnädige Fräulein hat es so bestimmt!"

„Das gnädige Fräulein nimmt ungeheuer viel auf ihre Kappe," dachte ich, „die Frau Mama wird wieder ungehalten sein!"

„Wenn der Herr Musikdirektor etwas zu befehlen haben, so brauchen Wohldieselben nur zu klingeln!" fuhr der Alte im unterwürfigen Tone fort, „ich werde sofort zu Ihrer Verfügung stehen. Mein Name ist Georg!"

„Ich dank' Ihnen, lieber Georg!" Ich fühlte in diesem Augenblick etwas von der Würde derjenigen Rangpersonen in mir, die vor mir dieses Zimmer bewohnt hatten.

Georg verschwand so geräuschlos, wie er eingetreten war. Ich war allein und hatte Muße, meine Umgebung in Augenschein zu nehmen und mir den ferneren Verlauf des sonderbaren Abenteuers zu vergegenwärtigen. Bis jetzt hatte ich allerdings keinen Grund zu irgend welcher Unzufriedenheit. Man hatte mich mit Auszeichnung behandelt. Nur die Entrüstung der Frau Gräfin, wenn sie die „Entweihung des Staatszimmers" erfuhr, war zu fürchten. Ich mußte immerfort

an die schöne jugendliche Tochter des Hauses denken, die mir Herz und Sinn so rasch gefangen genommen hatte. Ich vergegenwärtigte mir jeden ihrer Blicke, jedes ihrer Worte. Die Vergleiche zwischen ihr und der Schauspielerin fielen sehr zum Nachtheil der letzteren aus. Ja, ich glaubte jetzt erst zu wissen, wie wahre Unschuld und Jungfräulichkeit sich äußern müßten, um auf die Bezeichnung „liebenswürdig“ Anspruch machen zu können.

Ich trat an's Fenster und sah in den Park hinaus, dessen Wipfel unbeweglich im Nachmittagssonnenschein schlummerten. Einen Augenblick war es mir, als sähe ich das weiße Kleid der graciösen jungen Dame durch das Gesträuch schimmern, als ich mich weiter hinauslehnte, war jedoch die liebliche Erscheinung verschwunden.

Das Abendroth umglühte die Wipfel und Gebüsche des Parkes und zauberte blasse Purpurwellen auf den dunklen Teppich zu meinen Füßen. Ich athmete begierig die milde frische Luft und horchte auf den lieblich wehmüthigen Lockruf der Nachtigall, der wie Glockenklang das Gezwitscher und Geschmetter ringsum in den Zweigen übertönte. Ein leises Klopfen an die Thür unterbrach mich in meinem Gedankengang. Es war Georg, welcher auf mein kurzes „herein“ eintrat und bei-

nahe in sich selbst versinkend vor Höflichkeit die Worte hervorwisperte: „Die Frau Gräfin lassen den Herrn Musikdirektor zur Abendtafel bitten!“

„Ich werde nicht verfehlen,“ gab ich zur Antwort und musterte meine äußere Erscheinung im Trümeaux mit flüchtigem Ueberblick. Allerdings trug ich meinen besten Anzug, allein es befand sich noch manches im vorausgereisten Koffer, das zur Vervollständigung meiner Toilette nöthig war. Resignirt folgte ich dem Alten, der mich in den hellerleuchteten Speisesaal führte. An dem gedeckten Tische saß die Gräfin, ihr zur Seite Klara-Nanette. Dann folgte die bereits erwähnte Frau Körbin und noch eine ältliche Dame mit grauen Locken und einem Gesicht, in welchem natürliche Gutmüthigkeit und Wohlwollen sich auf angenehme Weise mit der Würde des Alters vereinten. Auch das männliche Geschlecht war vertreten und zwar in der Person eines alten schwarzgekleideten Herrn mit runzlichem bartlosen Gesicht und einer braunen Perücke. Die weiße Halsbinde, der abgeschabte schwarze Frack mit unendlich langen Schößen, die verschossene Sammetweste ließen mich keine Minute lang darüber im Zweifel, daß ich dem langweiligen Küster des Dorfes gegenüber stand. Daß er eine nicht unwesentliche Rolle in diesem Hause spielte,

sagte mir der scharfe anhaltende Blick, mit welchem er mich durch die hellen Gläser seiner Hornbrille fixirte.

„Herr Lebrence, ein junger auf einer Kunstreise begriffener Musiker!“ stellte die Gräfin mich mit einer ihr sehr gut stehenden Würde vor, „wird uns auf einige Tage die Ehre seiner Gegenwart schenken, —“

„Und hoffentlich auch einige Proben seiner Kunst!“ schaltete der alte Herr mit leisem Lachen ein.

Diese Unterbrechung schien der Schloßherrin nicht gelegen zu kommen. Ein mißbilligender Blick schoß aus den scharfen grauen Augen zu dem Sprecher hinüber.

„Ich bitte Sie, Platz zu nehmen, junger Herr!“ fuhr sie fort und deutete auf den leeren Sessel, welcher ihr gegenüber stand.

Der Frau Körbin lag die Bedienung ob. Sie füllte meine Tasse mit dem dampfenden Thee und mischte ihn eigenhändig, worauf sie die Teller mit den Brod- und Bratenschnitten in meine Nähe rückte. Dann erst bediente sie die übrigen Gäste.

Eine gewisse Beklemmung, die bei der Neuheit der Situation und meinem Mangel an Salonbildung nur zu gerechtfertigt war, kämpfte ich mann-

haft nieder. Aber war ich auch als einfach erzogener Sohn eines Landmannes mit den feineren Umgangsformen keineswegs vertraut, so besaß ich doch angeborenen Takt genug, um sie nicht zu verletzen. Im übrigen machte sich auch nach keiner Richtung hin ein Zwang geltend. Die alte Dame mit den grauen Locken führte die Unterhaltung in einer alle Theile befriedigenden Weise und wurde hierin in entsprechender Manier von dem Dorfkantor assistirt, der sichtlich bestrebt war, einen günstigen Eindruck zu machen.

Was die Gräfin betraf, so sprach sie wenig. Nichtsdestoweniger schien ihr kein Wort der Unterhaltung zu entgehen und ihre großen Augen wanderten beständig von einem der Gäste zum andern; es war als wolle sie genau ergründen, ob auch alles, was da in die Welt hineingeplaudert wurde, mit der inneren Anschauungsweise des Sprechenden übereinstimmte.

Zwischen mir und der jungen Gräfin bestand eine geheimnißvolle stumme Unterhaltung. Jedesmal, wenn mein magnetisch von ihr angezogenes Auge ihre Züge streifte, wandte sie sich erröthend ab, oder sie senkte den Blick auf ihren Teller, und wenn sich dann die seidenen Wimpern in mädchenhafter Scheu wieder hoben, um einen jener halb-

verschleierten geheimnißvollen Blitze auf mich zu zucken, die mein ganzes Wesen zu erschüttern drohten, dann war die Reihe an mich, zur Seite zu blicken, um nicht die Verwirrung meines Innern zu verrathen und dem scharfbeobachtenden Frauenkreise nicht Stoff zu allerlei Combinationen zu geben.

„Und nun, mein junger Freund!" nahm die Gräfin nach allgemeiner Beendigung des Mahles das Wort, „möchte ich Sie in der That bitten, uns eine Probe ihrer musikalischen Fertigkeit zu geben. Der Herr Kantor Lomeier wird so gütig sein, Sie zu accompagniren!"

„Mit dem größten Vergnügen, meine Gnädige!" rief der Kantor aufspringend und mit der Rechten durch die braune Perücke fahrend. „Ja! ich habe bereits von der Meisterschaft des jungen Herrn auf der Klarinette gehört. Nicht wahr, Frau Gräfin? Sie meinen doch, daß ich auf der Violine accompagnire und der Herr Lebrence spielt die Klarinette?"

„Nein!" entschied die Gräfin, „ein solches Concert liebe ich nicht. Sie sollen auf dem Klavier wirken, und unser Gast wird die Geige in Behandlung nehmen, auf der er dem Urtheil des Fräuleins nach sehr geübt ist."

„Ich muß herzlich bedauern," wandte der

Schulmeister in peinlicher Verlegenheit ein, „ich spiele allerdings einige Sachen auf dem Piano, bin jedoch außer Stande, etwas vom Blatt zu spielen!... und überhaupt... meine verehrten Damen, keineswegs ein so befähigter Musiker, um mit einem so begabten Manne, wie unser verehrter Gast zu sein scheint, ein wirksames Ensemble zu erzielen!“

Klara-Nanette verzog spöttisch das Mündchen. Die Gräfin fuhr fort:

„Sie haben ja aber immer behauptet, es wäre Ihnen ganz gleich, welches Instrument Sie in Behandlung hätten?“

„Um Vergebung, meine Gnädige!“ stotterte der Geängstigte, „das ist es auch, ich blase die Flöte, die Posaune und Trompete und spiele die Geige, die Bratsche und den Contrabaß, aber mit dem vom Blatt spielen, da hapert's und auf dem Klavier bin ich noch weniger heimisch. Sie wollen doch sicher etwas Klassisches hören? Nun sehen Sie, hochverehrte Frau Gräfin, da kommt denn so manche schwierige Stelle, —“

„So gestatten Sie mir denn, Frau Gräfin, einen Vorschlag. Ich übernehme die Ausführung der Klavierstimme und der Herr Kantor die der Violine.“

„Das wird sich besser machen!“ athmete der Schulmeister erleichtert auf.

„So sei es denn!“ entschied die Gräfin und in beinahe freudiger Hast sprang der Schwarzbefrackte auf und öffnete die Thür zu dem nebenan befindlichen Musiksalon. Die Damen erhoben sich und schritten gleichmüthig plaudernd an dem sich unausgesetzt Verbeugenden vorüber. Die junge Gräfin machte den Beschluß. Als sie an mir vorbeistreifte, faßte sie mit leichtem Druck meine herabhängende linke Hand und flüsterte mir heimlich zu: „Sie werden sehen, es geht nicht! er blamirt sich und das furchtbar!“

Ich konnte nur mit einem strahlenden Lächeln antworten. Ich dachte in diesem Augenblick an alles andere mehr als an die Musik. Die Beweise des Wohlwollens, welche dieses anmuthige Kind aus der von mir damals so hoch respectirten feineren Gesellschaft mir in so unzweideutiger Weise kundgab, verwirrten und blendeten mich dermaßen, daß ich den Vorbereitungen, welche der Schulmeister mit einem gewissen triumphirenden Eifer traf, kaum die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken vermochte. Erst als er unter fröhlichem Händereiben mir in's Ohr raunte: „Wir können beginnen!“ gelang es mir, meine Gedanken der Gegenwart anzupassen. Ich nahm auf dem Pianosessel Platz und warf einen Blick auf das Tonstück, welches der Schul-

meister inzwischen ausgewählt und auf das Pult gestellt hatte. Es war ein leichtes Nocturno von Beethoven. Jeder mittelmäßige Klavierspieler hätte die Ausführung übernehmen können.

Ich schlug die ersten Takte an und der Schulmeister setzte pünktlich ein. Er nickte mit dem Kopfe den Takt, stampfte mit dem Fuße und lächelte wohlgefällig bei denjenigen Motiven, die sich durch besondern Melodienreichthum auszeichneten. Aber sein Spiel klang erbärmlich. Ich glaubte nie in meinem Leben eine abscheulichere Entweihung der Saiten vernommen zu haben. Nicht eine Spur von Empfindung und Verständniß des großen Meisters, dessen Seele er sozusagen auf seinem Instrument zerriß. In seinem blinden Eifer machte er wesentliche Fehler, die ich trotz der größten Aufmerksamkeit nicht zu vertuschen im Stande war. Kurz, es war ein Concert, das nicht übermäßig fest organisirte Naturen zur Raserei hätte treiben können.

Ich saß wie auf Kohlen. Der unglückselige Folterknecht strich und kratzte unausgesetzt mit einer Vehemenz, als hinge sein Lebensglück an der Spitze seines Fiedelbogens. Ich warf einen Blick auf Klara-Nanette, allein sie hielt den schwarzen Fächer vor dem Gesicht ausgebreitet und es war

unmöglich, ihre Ansicht aus ihrem Benehmen zu enträthseln.

Indessen schienen die Zuhörerinnen die Wirkung der unerquicklichen Musik in nicht geringerem Grade als ich zu empfinden, und kaum war das Stück zu Ende, als die alte Gräfin mit leichter Ironie sich an den Schulmeister wandte:

„Es scheint mir, als wenn das Spiel Sie angriffe, lieber Lomeyer! ich denke, wir machen eine kleine Pause!“

„O, durchaus nicht, Frau Gräfin! durchaus nicht!“ rief der Alte, indem er sich mit dem bunten Taschentuche den Schweiß von der Stirn wischte, „die Musik übt eine wahre Zauberkraft auf mich aus. Sie verjüngt mich jedes Mal mindestens um ein Jahrzehent und ich fühle dann eine Kraft in mir, eine Kraft, die mich fähig macht, tagelang den Bogen zu führen.“

„Nun, wenn das ist,“ meinte die Gräfin lächelnd, „dann wird das Anhören guter Musik sicherlich wenigstens eine gleiche Wirkung auf ihre Lebensgeister ausüben. Unser Herr Gast soll Sie deshalb ein Wenig ablösen und das Fräulein — die Gräfin schien grundsätzlich nicht den Ausdruck „meine Tochter“ zu gebrauchen — wird die Begleitung übernehmen!“

„Ganz wie die Frau Gräfin befehlen," erwiderte Lomeyer, indem er Geige und Bogen aus der Hand legte und sich auf einen in der Ecke stehenden Sessel zurückzog, aber dabei lag es in seinem faltigen Antlitz wie Verdruß und Verlegenheit und die Brillengläser bohrten sich wie versteinerte Blitze in meine Züge.

Die junge Dame hatte inzwischen mit einer Miene, als verstände sich alles das von selbst, vor dem Piano Platz genommen. Beethovens unsterbliche Sonate pathetique, für Klavier und Geige arrangirt, lag aufgeschlagen vor uns.

Wir begannen das schwermüthige Grave, welches das herrliche Tonstück einleitet, mit der ganzen vollen Kraft unserer ineinanderströmenden Empfindungen. Wie so ganz anders klang es doch als vorhin. War es nicht, als ob der Geist des unsterblichen Tondichters über den Saiten schwebte? Wie ineinanderhallende Donner rauschten die Accorde unter den kräftigen Fingern der jugendlichen Spielerin hervor, während die Melodie ernst und feierlich auf der G-Seite, dieser poetischsten aller Saiten dahinschwebte. Voll Andacht lauschten die Frauen. Schweigend und unbeweglich saß der Kantor in seiner Ecke. Er fixirte mich so scharf, als wolle er jede meiner Bewegungen unauslösch-

lich seinem Gedächtniß einprägen. Als die Sonate endlich beendet war, und nun tiefe ahnungsvolle Stille an die Stelle des bunten Tonlebens trat, athmete er wie aus einem langen Traum erwachend auf und rief mehr zu sich selbst sprechend als zu uns gewandt: „Das war allerdings sehr schön!"

Die beiden älteren Damen sagten mir einige Artigkeiten über mein „schönes Spiel". Die Gräfin warf einen Blick auf die bronzene Stutzuhr, der Schulmeister griff nach seinem Hut. Ich sah ein, daß es Zeit sei, mich zurückzuziehen.

„Nun, es hat mich gefreut, junger Mann!" sagte die Gräfin im freundlichen Tone, als ich mich verabschiedete. „Ich hoffe, Sie werden uns noch recht oft einen ähnlichen Ohrenschmaus bereiten!"

„Auf Wiedersehen!" flüsterte Klara-Nanette mir in's Ohr. „Morgen wieder, nicht wahr?"

„Gewiß, mein Fräulein! mit unendlichem Vergnügen!"

„Sie sollen ja Klarinettchen sagen!"

„Wohlan, Klarinettchen! morgen wieder!"

„Ja! so ist's recht!" rief sie sichtlich erfreut und drückte mir verstohlen die Hand, „nun vergessen Sie es aber auch nicht wieder!"

Noch heute weiß ich nicht, wie ich an jenem Abend mein Zimmer erreichte. Ich befand mich in einem Zustande maßloser Aufregung. Die Liebenswürdigkeit der jungen Dame, welche so plötzlich meinen Weg kreuzte, hatte mir den sonst so klaren Kopf im hohen Grade verwirrt. Zum ersten Mal in meinem Leben erfaßte mich mit voller siegender Gewalt das Bewußtsein, daß ich in die unbesiegbaren Fesseln der Liebe gefallen. Wie alle Männer von einiger Tiefe des Gemüths konnte ich mir einen derartigen Herzensrausch nicht denken, ohne ihn durch den Segen der Kirche zu einem unauflöslichen Bunde geweiht zu sehen. Der glühende Wunsch, mit dem Gegenstande meiner Liebe zeitlebens vereinigt zu sein, beherrschte mich in einem Maße, daß ich vergebens gegen die verzehrende Unruhe ankämpfte, die lange den Schlaf von meinem Auge fern hielt. Diese Unruhe ergriff mich wieder, als ich am Morgen aus bunten verworrenen Träumen erwachte und die Bilder des gestrigen Tages noch farbloser und blasser vor mein Auge traten.

Ich besaß jedoch Klarheit genug, um das Verhältniß, in welchem ich zu den Bewohnern des Schlosses stand, zu überdenken und sagte mir in Folge dessen, daß ich durchaus keine Aussicht habe,

jemals meinen liebsten Wunsch erfüllt zu sehen. Einmal war es sehr ungewiß, ob ich Klara-Nanette's Benehmen für Gegenliebe nehmen durfte. Ihr freundliches liebenswürdiges Exterieur konnte in ihrem Naturell begründet sein und sich auf alle Personen erstrecken, die mit ihr in Berührung kamen. Ich hatte durchaus nicht das Recht, hieraus die geringste Hoffnung für mich herzuleiten. Dann aber kam auch die Verschiedenheit der Lebens-Verhältnisse in Betracht. Die Konflikte, wenn ich, der einfache Sohn eines Landmannes, ein unbedeutender junger Künstler, meine Augen zu einer Tochter aus dem stolzen Geschlecht der Seckendorfe erhob, konnten unmöglich ausbleiben. Es war Thorheit in meiner Lage, überhaupt derartiges zu denken.

Ich streckte den Kopf zum Fenster heraus und ließ die erfrischende Morgenluft frei um Stirn und Wangen wehen. Vor mir lag der von grünen Laubwölbungen überschattete Rasen, besät mit tausenden von Blumen, die ihre duftigen Kelche soeben dem hellen Sonnenstrahl erschlossen hatten. Und in den Zweigen schmetterte und hallte es, als hätte das gesammte Heer der Vögel sich versammelt, um den anbrechenden Tag mit tausenden von Jubelhymnen zu begrüßen.

Eben wollte ich das Fenster schließen, als

mein Blick auf Klara-Nanette fiel, die in lebhaft anmuthiger Bewegung dem von Ahornbäumen eingefaßten Weg hinauf schritt. Sie hob mit den Händen die Schleppe des faltigen weißen Morgenkleides ein wenig empor, um das Abstreifen des Thaus zu vermeiden, der in Millionen glitzernder Tropfen an den Gräsern und Blättern hing, und ein unbeschreiblicher Liebreiz umschwebte die schlanke Gestalt, die als leidenschaftliche Verehrerin der Natur den reizenden Morgen zu einer Promenade durch den Park benutzte.

Hatte sie mich gleichfalls bemerkt? Sie legte plötzlich die rechte Hand über die Augen, um sich vor der Sonne zu schützen und richtete den Blick nach meinem Fenster. Sie erkannte mich, nickte ein Paar Mal mit dem Kopfe und kam dann rasch auf mich zu.

„Nun? Haben Sie ausgeruht, lieber Freund?" rief sie schon von Weitem, „wie haben Sie geschlafen? Was hat Ihnen geträumt? Wie lange sind Sie schon munter?"

„Mein Schlaf war vortrefflich, Fräulein — — Klarinettchen! geträumt habe ich gar nichts und munter bin ich bereits seit einer Stunde!"

„So!" . . . rief die Liebliche wie in fröhlicher Ueberraschung „Nun — es freut mich, daß es

Ihnen bei uns gefällt. Ich entnehme das wenigstens aus Ihren Worten und nun werde ich sogleich Georg beauftragen, daß er Ihnen das Frühstück bringt."

„Es eilt nicht damit, gnädiges — Klarinettchen — wollt' ich sagen. Wenn ich noch einige Minuten das Vergnügen haben könnte, mit Ihnen zu plaudern, so würde ich das Frühstück vollständig vergessen!"

„Das sehe ich nun nicht ein," versicherte sie ganz ernsthaft, „frühstücken muß man, allein wenn Ihnen so viel daran liegt, mit mir zu schwatzen, so kommen Sie nur herunter. Dann können wir auch zusammen frühstücken, in der Hollunder-Laube am Ende der Hauptallee. Da nehme ich allmorgentlich im Sommer meinen Kaffee ein!"

Ich griff unwillkürlich mit der Hand nach der Stirn. Wachte ich wirklich oder träumte ich noch immer? Fast überkam mich ein Schwindel. War dieses Mädchen, das mir in so köstlich liebenswürdiger Naivetät entgegentrat, ein Dämon, der mich auf den Gipfel des Glückes emporheben wollte, um mich um so tiefer wieder zu stürzen? Oder war sie so durchaus unbefangen und ursprünglich, daß sie sich über alle die Anforderungen hinwegsetzte, welche die Gesellschaft an sie stellte, der sie angehörte?

Ein brennendes Verlangen erfaßte mich, diese eigenthümlich organisirte Natur zu ergründen, die mir jede Stunde neue Räthsel bot. Nach kurzer Vervollständigung meiner Toilette begab ich mich in den Park. Mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln trat die junge Gräfin mir entgegen.

„Nun? da sind Sie schon! und Sie sehen wirklich recht gut aus, ein Beweis, daß Sie vortrefflich geschlafen haben. Wissen Sie, was ich soeben dachte?"

„Wie soll ich das wissen, mein Fräu... Klarinettchen?" rief ich, alle meine Kräfte aufbietend, mich der fatalen Verwirrung zu entziehen, die mich befallen.

„Ich dachte so eben, wie hübsch das wäre, wenn wir im Sommer täglich durch diesen Park schreiten und oben im Saal Musik machen könnten. Meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß, theures Fräulein... Klarinettchen! gewiß!.. aber leider ist es nicht ausführbar!"

„Leider nein!" bestätigte sie mit einem leichten Seufzer, „Sie haben ja nur wenige Tage Zeit und müssen bald wieder abreisen, um auch wo anders Musik zu machen! Sie wollen vorwärts in Ihrer Kunst! das ist's. Da müssen Sie in großen Concerten mitwirken und mit einer so einfachen

Klavierspielerin, wie ich z. B. können Sie nicht vorwärts kommen!"

„Ach! wenn es nur das wäre!" rief ich mit einem Blick, von dem ich überzeugt bin, daß er Feuer genug enthielt, um sie über meine Gefühle aufzuklären. „Ja, wenn es nur das wäre!"

„Und was sollte es anders sein?" fragte sie aufmerksam und ließ das große Auge mit dem Ausdruck stillen Forschens auf meinen Zügen ruhen.

„Nun, Ihre Frau Mama würde das doch unter keinen Umständen zugeben!" platzte ich heraus.

Wir hatten inzwischen die Laube erreicht, in welche Frau Körbin bereits das Kaffeegeschirr gestellt hatte. Mit dem raschen Blick eines Feldherrn übersah sie das Arrangement. Ein schalkhaftes Lächeln überflog das hübsche Gesicht, als sie sagte:

„Es fehlt zwar eine Tasse, allein das thut nichts! ländlich, sittlich! da nehmen Sie die meine!"

Und hurtig leerte sie das Sahnenkännchen in die Kaffeekanne. Eben dahinein schüttete sie auch den Inhalt der Zuckerschale. Dann benutzte sie die letztere als Untersatz, das Sahnenkännchen als Obertasse und hatte nun ihre Absicht vollständig erreicht.

„Sie meinen, meine Mama würde dagegen

sein?“ fragte sie lächelnd, „nun ja! ich räume ein, daß die alte Dame im Anfang manches auszusetzen haben würde, natürlich nur im Anfang. Mit der Zeit würde sie sich von Ihren schätzenswerthen Eigenschaften überzeugen, wie dies bei mir ja bereits im ersten Augenblick der Fall war und dann—“

Sie hatte mit diesen Worten die Kanne ergriffen und sich behutsam über den ein wenig wacklichen Tisch gebeugt, um meine Tasse zu füllen. Und als sie nun ihr Sahnentöpfchen gleichfalls mit dem duftenden Trank versehen, schlürfte sie behaglich drauflos, die Ergänzung der angefangenen Rede mir überlassend.

„Und dann?“ fragte ich, durch die Freundlichkeit der jungen Dame mit jedem Augenblicke an Dreistigkeit gewinnend.

„Nun, dann könnten Sie selbstverständlich so lange bei uns bleiben, als es Ihnen gefällt!“

Das Blut strömte siedendheiß zu meinem Herzen. Ich fühlte wie der brennende Gluthstrom mir in das Gesicht schoß.

„Und wenn es mir nun so ausgezeichnet bei Ihnen gefiele, daß ich für immer hier zu bleiben wünschte?“ rief ich mit einer Kühnheit, die sich nur aus der vollständigen Verwirrung meines gesammten Denkvermögens erklären läßt.

„Das würde sich auch machen," versicherte sie, während ein Zug leichten Sinnens in das ernste Gesichtchen trat, „natürlich müßten wir uns heirathen!"

„Heirathen?" schrie ich außer mir und sprang mit solcher Vehemenz auf, daß ich den Tisch umstürzte und Kannen und Tassen bunt durcheinander auf den Kiesboden kollerten. Was hatte ich angerichtet? Das saubere weiße Morgenkleid war von der braunen Füssigkeit überfluthet. Das feine Porzellangeschirr lag in Scherben auf dem Erdboden.

Klara-Nanette war gleichfalls aufgesprungen. Sie schüttelte die braunen Tropfen von ihrem Kleide und sah mich dann mit halb wehmüthigem, halb vorwurfsvollem Blicke an. Begreiflicherweise stand ich wie vom Donner gerührt, das Auge in tödtlicher Verlegenheit zur Erde gesenkt und einige Worte der Entschuldigung stotternd.

„Aber ich begreife nicht, was Ihnen dabei so sonderbar vorkommt," rief sie schmollend mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Naturells. „Da springen sie nun auf wie ein Unsinniger und zerbrechen der Mama die schönen Porzellansachen. Das finde ich nun grade nicht schön von Ihnen, mein lieber Herr Lebrence!"

„Ich . . . bitte . . . gnädiges Fräulein . . . tausend Mal . . . um Verzeihung! es wird gewiß . . . nie wieder geschehen!“

„Es ist schon gut!“ rief sie lachend, „kommen Sie und helfen Sie mir die Scherben vergraben!“

„Ach, mein Fräulein! in welchem Lichte muß ich Ihnen erscheinen? Wenn Sie wegen meiner Ungeschicklichkeit Verdruß haben sollten, ich könnte es mir nie verzeihen!“ murmelte ich mit einer wahren Armensündermiene.

„Lassen Sie es gut sein!“ entgegnete sie in so herzlichem Tone, daß die Geister der Verlegenheit wie auf einen Zauberschlag aus meiner Seele wichen. „Es ist genug darüber gesprochen! lassen Sie uns hineingehen! . . . Mama wird aufgestanden sein und mich zu sehen wünschen. Wissen Sie auch“, setzte sie mit aufleuchtendem Auge hinzu, „daß ich Georg in die Stadt geschickt habe, um neue Musikalien zu holen?“

„Ich bin begierig, zu erfahren, welche Auswahl der Gute getroffen haben wird!“

„Ah! er hat gemessene Instruktionen. Er soll Sonaten bringen von Mozart, Beethoven und Haydn für Klavier und Klarinette arrangirt!“

Da in diesem Augenblick Frau Körbin am Eingange des Parkes sichtbar wurde, hielt ich es

für das Beste, mich unter dem Vorwand, meinen Spaziergang fortzusetzen, wieder in die Büsche zu schlagen. Ich hatte genug zu denken, um nicht ein mächtiges Verlangen nach ungestörter Einsamkeit zu empfinden.

Ich suchte die dichtesten Schatten auf. Hoch über mir in den grünen Laubkronen schmetterten die Vögel ihre Lieder von ewiger Liebeslust. Die Jubelstimmen meines Herzens vermochten sie nicht zu übertönen. Die Sonnenstrahlen lugten scheu durch die Blätternetze. Es war als fürchteten sie, das strahlende Lichtmeer in meiner Seele zu verdunkeln.

„Heirathen!“ rief ich und rannte einem Rasenden gleich gegen die schwarzen Stämme, „ich soll sie heirathen und sie will es, daß ich sie heirathen soll. Sie hat es gewiß nur im Scherz gesagt, aber gleichviel! wenn sie nicht einige Zuneigung für mich fühlte, würde sie es gar nicht gesagt haben.“

In dieser Weise schwärmte ich fort. Vor meiner Phantasie gaukelten glänzende Zukunftsbilder und die Mittagsstunde war bereits herangerückt, als ich mich wieder im Schlosse befand und von dem alten Georg mit größter Ehrerbietung begrüßt wurde.

Die Concerte für Klavier und Klarinette waren eingetroffen. Ich sah die Musikalien im Verein mit der Tochter des Hauses durch und am Nachmittage wurden bereits einige besonders angenehm in's Ohr fallende Tonstücke durchgenommen. Wieder bildeten der Kantor Lomeyer und die alten Damen des Schlosses das Auditorium und mehr als am vorhergehenden Tage erntdeten wir Beifall und Anerkennung.

Pfeilschnell schwanden mir die Tage in der Nähe des reizendes Geschöpfes, mit welchem der Zufall mich auf so wunderbare Weise zusammengeführt hatte. Täglich kamen wir zur bestimmten Stunde zusammen und vertieften uns gemeinsam in die räthselvolle Welt der Töne, für deren Verständniß wir in gleicher Weise befähigt waren. Häufig wohnte die Gräfin Seckendorf oder deren alternde Verwandte unseren musikalischen Uebungen bei; aber es kam auch manche Stunde, wo wir von Niemand beobachtet, uns im leichten harmlosen Geplauder ergehen konnten.

Ich wußte, daß ich das volle Vertrauen besaß. Der Gräfin Benehmen ließ mich nie darüber im Zweifel, daß sie mich für einen harmlosen und dabei redlich denkenden jungen Mann

hielt. Um nichts in der Welt hätte ich diese gute Meinung über mich zerstört. Mein Benehmen der Comtesse gegenüber hielt sich stets in den Grenzen der Hochachtung. Ich ging auf die reizende Naivetät und Unbefangenheit, welche das holde Kind mir entgegentrug, ein, ohne durch eine vorlaute Kundgebung meiner Empfindungen den Zauber zu zerstören, unter dessen Einfluß ich mich so glücklich fühlte. Wohl durchzuckte mich oft der Gedanke an das Ende dieser Zeit „voll Seligkeit und Poesie" mit schneidendem Schmerz, aber ich verscheuchte diesen Gedanken mit der ganzen Kraft meiner jungen Seele. Ich wollte mir das ohnehin kurze Glück nicht verbittern.

Wie oft saßen wir nebeneinander auf dem vorspringenden Balkon des Hauses oder in der jasminumdufteten Laube des Parkes und zogen alle möglichen Themata's in das Bereich unserer Unterhaltung. Welch ein seltener Einblick offenbarte sich mir? Ich schaute in eine Welt voll unerschöpflicher Herzensgüte, voll entzückender Klarheit und Tiefe. Und war ich dann wieder allein und ließ ich dann jedes holde freundliche Bild noch einmal an meinem inneren Auge vorübergleiten, — welch' eine Fülle von Seligkeit entsprang mir aus diesen Reminiscenzen. Wie schnell

entschwand mir die Zeit und doch merkte ich es kaum, daß sie Flügel besaß, weil jede Minute der Erinnerung sich zu Ewigkeiten voll goldner Hoffnungsträume ausspann.

So vertraut wir waren, wagte ich es doch nie, der jungen Gräfin mit dem leisesten Worte meine leidenschaftliche Verehrung zu gestehen. Der harmlose unbefangene Verkehr mit diesem liebenswürdigen Kinde mußte allerdings langsam aber sicher die Sturmfluth der Leidenschaft herauf beschwören, aber ich beschloß zu wachen, und jeden auflodernden Strahl der Leidenschaft energisch zurückzudrängen. Es sollte ein zartes reines Bündniß der Herzen sein und kein unlauterer Gedanke sollte sich zerstörend hineinmischen. Es schien mir der Inbegriff alles Glückes, dieses anmuthige Naturkind mit dem offenen für alles Schöne empfänglichen Sinn ausschließlich mit dem Herzen zu lieben. Eine derartige Vorstellung wirkte zugleich entzückend und beruhigend auf mein Gemüth, und doch war es eine Selbsttäuschung, in der ich befangen lag, und aus der mich bald genug die Entdeckung reißen sollte, daß zwischen geschwisterlicher Zärtlichkeit und eigentlicher Liebesleidenschaft ein nicht zu ermessender Unterschied sei.

Es war einer der schönsten Tage des scheiden-

den Lenzes. Zu dem geöffneten Fenster herein wehte ein linder Südwind. Die faltigen weißen Vorhänge schwankten hin und her, und die Zweige der breitästigen Buche, welche vor dem Hause stand, ließen ihre beweglichen Schatten über den glatten Parquetboden schlüpfen. Ich saß vor dem geöffneten Flügel im Musiksalon und schlug hin und wieder einige Akkorde an. Seit einer halben Stunde erwartete ich Klara-Nanette, welche um diese Zeit zu unseren gemeinschaftlichen Uebungen zu kommen pflegte.

Ich erschöpfte mich in Vermuthungen über die Gründe, welche sie bewogen haben konnten, heute von der gewohnten Tagesordnung abzuweichen. Besucher waren nicht eingetroffen. Eine Verspätung bei der Toilette ließ sich nicht annehmen, da die junge Gräfin sich einer strengen Einfachheit befleißigte und auf nichts weniger Zeit verwandte, als auf Conferenzen mit ihrem Spiegel. Unfähig, meine Ungeduld länger zu bemeistern, sprang ich endlich auf und trat an das Fenster. In diesem Augenblick vernahm ich ein leises Geräusch hinter mir. Ich wandte mich rasch um und gewahrte die Heißersehnte, welche soeben eingetreten war.

Sie stand von dem rosigen Dämmerschein umflossen, welchen die mattrothen Fenstervorhänge

in den Salon zauberten. Auf der schöngewölbten Stirn zeigte sich eine leichte Falte. Ein eigenthümlicher Zug von Nachdenken trat in den feinen Zügen hervor.

„Guten Morgen, mein lieber Freund!“ sagte sie und streckte mir mit dem gewohnten sonnigen Lächeln die Hand entgegen.

„Da bin ich nun endlich, aber musiciren können wir heut nicht, lieber Lebrence. Ich bin nicht aufgelegt dazu!“

„Sie haben gewiß nicht gut geschlafen, Klarinettchen!“ rief ich aus.

„Ach nein! das ist's nicht! denken Sie sich, lieber Freund! wir bekommen Besuch.“

Eine dunkle Ahnung durchzuckte mich. Es war mir, als umfinge mich plötzlich eine erstickende Schwüle, als solle im nächsten Augenblick ein Ungewitter über mich hereinbrechen.

„Der Premierlieutenant Graf Seckendorf, mein Vetter ist's, welcher sich unterfangen will, unser ländliches Stillleben auf einige Wochen zu unterbrechen!“

„Nun? Und was ist Schlimmes daran?“ fragte ich leise. „Der Vetter kommt, der Vetter geht und wenn er fort ist, so ist er hier gewesen!“

Sie sah mich eine Secunde lang aufmerksam

an. „In der That," sagte sie dann, „das Alles ließe sich leicht ertragen. Aber der Besuch des Vetters hat eine wichtige, sehr wichtige Bedeutung für uns. Bedenken Sie doch, ich soll ja den Premier-Lieutenant heirathen, sobald er Hauptmann geworden ist!"

Ich fühlte etwas wie einen kalten Schauer durch meine Adern jagen. Vor meinen Augen dunkelte es. Der Fußboden schwankte unter mir.

„Sobald er Hauptmann geworden sein wird," wiederholte ich mechanisch.

„Nun ja, aber dieser Fall kann sehr bald eintreten. Gestern Abend kam der Brief, worin der Vetter schreibt, daß man ihn zum Regiments-Adjutanten ernannt habe. Nun habe er ein Pferd und monatlich 10 Thaler Zulage zur Gage, und es würde so lange nicht mehr dauern, so kommandire er eine Compagnie. Dann könne er daran denken, sein Bäschen heimzuführen. Das bin ich natürlich. So sagte denn die Mama gestern Abend zu mir: Nanettchen! mein Kind! Du wirst Deinen lieben Cousin ja recht freundlich empfangen, denn er soll einmal Dein Mann werden. Ich wünsche es und Dein seliger Vater hat es oft genug bei Lebzeiten ausgesprochen, daß es so sein soll. Der Vetter Wilhelm ist ein sehr gescheidter Mensch und

wird einst Carriere machen. Sie können sich daher wohl denken, wie mir das Alles im Kopf herumgeht!"

„Aber Sie sind ja noch viel zu jung zum Heirathen, Klarinettchen?"

„Das ist schon richtig!" gab sie mit leisem Kopfnicken zurück. „Ich werde im August achtzehn Jahr, ja! und das will ich auch der Mama sagen," fügte sie lebhaft hinzu, „und dem Vetter auch!"

„Haben Sie den Herrn Vetter — ich wollte sagen den Herrn Premierlieutenant schon zum Defteren gesehen?"

„Nun ja! er kommt ja häufig zum Besuch hierher. Er ist ein großer brünetter Mann mit einem riesigen Schnauzbart, vor dem ich mich immer mächtig gefürchtet habe. Er ist sehr geradezu und ungestüm in seinem Wesen und flucht bei jeder Gelegenheit so entsetzlich, daß einem die Haut schaudert. Den möchte ich um Alles in der Welt nicht zum Manne haben!"

Ich athmete tief auf. „Sie liebt ihn nicht!" jubelte es in mir, „sie mag ihn nicht einmal leiden!"

„Aber da es die Mama nun befiehlt," sagte ich, „so müssen Sie doch gehorchen?"

„Eigentlich sollte es so sein," versetzte sie und dabei brach ein heller Thränenstrom aus den schönen

Augen, „und namentlich, da Sie es mir sagen, so wird wohl nichts anderes erübrigen!“

„Klarinettchen!“ rief ich außer mir, „ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß kein anderer Wunsch meine Seele erfüllt, als der, Sie glücklich zu wissen!“

Ich streckte ihr unwillkürlich meine Rechte entgegen. Sie ergriff sie lebhaft mit beiden Händen und umschloß sie fest mit den zarten Rosenfingern: „Ist das wirklich wahr, Heinrich? Ganz gewiß und wahrhaftig wahr?“

„So gewiß, als ich hier frisch und gesund vor Ihnen stehe, Klarinettchen!“ rief ich von einem Strom unnennbaren Glückes erfaßt, „so wahr, als ich dereinst selig zu werden gedenke, so gewiß als der Himmel Zeuge dieses meines Schwures ist!“

„Ich glaube Ihnen!“ rief sie innig und meinem Zuge nachgebend sank die zarte Elfengestalt wie eine Blume in meine Arme und sah durch ihre Thränen lächelnd zu mir auf.

„Sie lieben mich also, Heinrich! nicht wahr? So kann nur ein Mann zu mir sprechen, der mich aufrichtig liebt?“

Sie mußte die Wahrheit dieser Ansicht fühlen an dem stürmischen Klopfen meines Herzens, an der Gluth, die in meinen Augen brannte, mehr noch an dem Lavastrom, der von Lippe zu Lippe

stürmend in die junge Seele niederbrauste, ob aber auch an der energischen Bewegung, mit welcher ich mich plötzlich aus dem süßen Traum aufrichtete und an dem klagenden Ton, in welchem ich sagte:

„Ich liebe Dich, Klarinettchen! allein — es darf nicht sein?"

Sie trat ebenso schnell entschlossen einen Schritt zurück und rief: „Was soll das heißen? Du liebst mich und es darf nicht sein? Du wirst zur Mama gehen, Heinrich! und —"

„Laß uns vernünftig, in aller Ruhe darüber sprechen, mein holdes Mädchen! sieh: Deine Mutter ist eine der vortrefflichsten Frauen ihres Geschlechts, allein sie hält auf das Wappen der Seckendorfs und der alte Graf Seckendorf — Du sagst es selbst — hat sterbend den Wunsch in ihre Hände gelegt, daß sie Dich dereinst standesgemäß, wie man es nennt, vermählen soll. Wenn sie auch selbst den Ansichten, in denen sie groß geworden, untreu wird, — es ist mehr als ungewiß, aber angenommen sie würde es, — gegen den Willen des sterbenden Gatten kann und darf und wird sie nicht handeln. Klarinettchen! ich bitte Dich dringend, fasse die Verhältnisse in's Auge, wie sie sind. Bei aller kindlichen Unerfahrenheit und Unschuld mußt Du sehen, wie riesengroß sie zwischen

unseren Herzen liegen. Wer und was bin ich? Hast Du bereits darüber nachgedacht? Ein namenloser unbedeutender Künstler, der, um das tägliche Brod zu verdienen, die Leute mit seinem Instrument zur Freude anregt, ein Musiker also, ein Paria unter den Künstlern. Du, die Erbin eines bedeutenden Vermögens, eines berühmten Namens! Unglück bringt ein Bund, auf den nicht mit Achtung und Anerkennung die Welt, mit Befriedigung ein liebendes Mutterauge blickt. Gewaltsam willst Du Dich losreißen von den Kreisen, denen Du angehörst? Verkannt und gemieden willst Du abseits stehen von der großen Heer-Straße, auf der Diejenigen einhergehen, denen Du nicht blos durch Geburt und Reichthum ebenbürtig bist, sondern die Du auch überragst durch Schönheit des Leibes und der Seele und Adel des Gemüths. Oh, Du Kind mit der Veilchenkrone im goldenen Haar! Dir fehlt die Erfahrung und so weißt Du nicht, was alles dies auf sich hat! noch stehst Du, wie ich, im Glanze der Jugend und siehst Alles im rosenfarbenen Schimmer des Jugendtraumes! Mögest Du niemals die Schattenseiten dieses Lebensfrühlings kennen lernen! ein Frauenhez erträgt Alles, nur nicht, sich um seiner Liebe willen von den nächsten Blutsverwandten geschmäht zu sehen

Das sagt meine Mutter so oft und ich glaube, sie hat Recht!"

Das junge Mädchen stand regungslos und starr wie eine Bildsäule. Die Augen starrten auf mich wie glühende Kohlen. Die Arme hingen schlaff am Leibe herunter. Es war, als sähe sie etwas Unbegreifliches, Entsetzliches und wage es doch nicht, darauf loszugehen. „Es ist also nicht wahr, daß Du mich liebst, Heinrich?" rang es sich endlich in bebenden Tönen von den bleichen Lippen, „Du willst nicht Dein Alles daran setzen, mich zu erringen? Du hast nicht einmal soviel Muth, zu meiner Mama zu gehen und ihr zu sagen: Gnädige Frau! Ihr Herr Neffe mag ein ganz netter Mensch sein, allein aus der Heirath mit Klarinettchen kann nichts werden, denn ich liebe sie, Frau Gräfin! ich, Heinrich Lebrence und bitte um ihre Hand!"

„O, Klarinettchen! dazu gehört sehr wenig oder besser gesagt, gar kein Muth! dazu gehört nur ein Wenig edle Dreistigkeit, wie sie mehr oder weniger jeder hohlköpfige Junker oder blasirte Lieutenant besitzen mag. Ich habe ja doch einen ganz anderen Muth. Ich habe den Muth, diesen Strom der Leidenschaft für Sie in das reine Bett hochsinniger Freundschaft zu leiten und damit zu=

gleich einen langen finstern Pfad zu wandeln, den nur hin und wieder eine Blume schmückt.

„Und warum? Weil ich weiß, daß diese Liebe tausendfältiges Unglück auf Ihr theures Haupt herabbeschwören könnte. Was erfordert wohl mehr Muth und Energie? Ein stürmisches Verlangen oder ein ruhiges Entsagen des sehnlichst gewünschten Schatzes? Kann ich Ihnen einen größeren Beweis meinen Liebe geben, als wenn ich Ihnen den ritterlichsten, geistvollsten, hübschesten und vornehmsten jungen Mann wünsche, den die Erde trägt? Bin ich eines solchen Schatzes würdig, wie Sie, Klarinettchen? Nein! — nein und tausend Mal nein! Es ist nicht gesagt, daß der erste Eindruck auch immer der bleibende ist. Man sieht — oft nach Jahren — ein, daß man sich getäuscht. Dann schweift das Auge verlegen seitwärts und sucht nach den Blumen, die man einst zertreten —"

„Und Sie halten mich einer solchen Wandelbarkeit fähig, Heinrich?" unterbrach sie mich im vorwurfsvollen Ton.

„Welche Stellung diese Liebe in meinem Leben einnehmen wird, weiß ich, mein Fräulein! es ist der Polarstern, in dessen funkelndem Glanze ich wandeln werde, so lange noch eine Lebensader in mir lebendig ist. Bei Ihnen, theures Nanettchen,

ist es etwas anderes, muß es etwas anderes sein! Sie sind wie das Veilchen, das soeben das Köpfchen neugierig aus dem Rasen heraufgestreckt und nun über seinem Haupte den ersten Grashalm schwanken sieht! ach, und es weiß nicht, daß es so viele tausend hochstämmige stolze Bäume giebt mit Zweigen und Blättern und Blüthen ohne Zahl. Sie werden die Bäume kennen lernen, Klarinettchen und den Grashalm vergessen. Wie sehr ich Sie liebe, mögen diese Worte Ihnen beweisen, die dem unabläßigen Nachdenken über Sie und mich entsprungen sind."

Sie stand noch immer so grade und unbeweglich wie vorhin, aber es lag doch wie leichtes Sinnen auf dem thaufrischen Antlitz, als sie langsam den Kopf schüttelte und dabei wie zu sich selbst sprechend, sagte: „Ich verstehe das alles nicht, was Sie da sagen, mein Herr! ich begreife auch nicht, wie man, wenn man echt und wahrhaft liebt, dem Gegenstande seiner Liebe so leicht und schnell entsagen kann. Ich könnte das nicht und so schließe ich einfach, daß sie mich nicht lieben. Leben Sie wohl und — vergessen Sie mich!"

Sie machte mir eine kalte ceremonielle Verbeugung und verließ rasch den Salon. Einen

Augenblick stand ich wie vernichtet unter der Wucht dieser Beschuldigung. Aber kein freundlicher Augenstrahl wandte sich mir zu, kein Laut der Liebe antwortete mir, als ich verlangend meine Arme der fliehenden Lichtgestalt nachbreitete und im verzweiflungsvollen Tone „Klarinettchen“ rief.

Tief erschüttert wankte ich hinaus. Das eigensinnige, in seiner Auffassung so einfache Naturkind verstand mich nicht. Sie begriff nicht, was doch so nahe lag. Die geschilderten Verhältnisse, die so „schwer und riesengroß“ zwischen unseren Herzen lagen, existirten nicht für sie. Sie glich der Taube, welche da glaubt, sich mit Adlerflügeln zur Sonne empor zu schwingen. Wenn man sich liebte, mußte man sich heirathen, unbekümmert um die Folgen, und wenn die ganze Welt sich dagegen auflehnte — was schadete es? Und wenn das Herz wirklich aus seinem Traum über kurz oder lang erwachte und schmerzvoll fragte: was habe ich gethan? Warum habe ich dem Verstande keine Stimme eingeräumt? Es schadete nicht! dem Augenblick war Genüge geleistet. Mochte die Zukunft so schwarz und düster drohen, als sie wollte, wenn nur die Gegenwart heiter und sonnig vor ihr lag.

Das war ihre Theorie und einen Augenblick

war es mir, als zöge ein Blitz schneidenden Wehes durch meine Seele. Hatte ich dich doch nicht blos mit dem Schmerz der Entsagung, sondern auch mit dem der Verkennung zu kämpfen. Ich empfand etwas wie eine Anwandlung von Reue, daß ich mich nicht in den reizenden Abgrund gestürzt und die Gegenwart mit all' ihrem Zauber ausgekostet hatte. Ich erinnerte mich eines Gespräches, das die alte Gräfin einst mit ihrer Verwandten über die Erziehung junger Mädchen gepflogen und von welchem ich zufällig Zeuge gewesen war.

Die Gräfin Seckendorf hatte den Grundsatz aufgestellt, man müsse alle reich und zart angelegten Frauennaturen so wenig als möglich beschränken, sie vielmehr sich nach allen Richtungen hin selbst entwickeln lassen. Sie schloß mit der Bemerkung, daß sie diese Theorie auf ihre Tochter in der weitesten Ausdehnung angewandt habe.

„Aber die Erziehung muß helfen, veredeln, wilde Schößlinge beseitigen, die Entwickelung befördern," hatte die Zuhörerin geantwortet, „und Klarinettchens Erziehung scheint mir denn doch ein wenig vernachlässigt."

Ich hatte seitdem der von mir hoch verehrten gemüthlichen alten Dame keinen freundlichen Blick mehr schenken können. Jetzt wollte es mir plötz-

lich wie Schuppen von den Augen fallen. Die bittere Wahrheit stand ja klar vor meinem Sinn: Dem Wildröslein hat der Gärtner gefehlt. Wird es im Sturm und Sonnenglanz des Lebens vergehen oder reifen?

Wie von Dämonen verfolgt, eilte ich aus dem Schlosse. An der eisernen Mauerpforte stand der alte Inspektor in seinem blauen Rock und schaute mir mit einem sardonischen Lächeln nach. Verzweiflung und Grimm im Herzen stürmte ich die Allee hinab, welche in die Hauptstraße mündete. Ich konnte mich von dem Gedanken nicht trennen, daß ich ein Paradies verließ, dessen Pforten sich auf ewig hinter mir geschlossen hatten.

Mit allem Zauber des Lenzes geschmückt, lag die Landschaft vor meinem Blicke. Linder Westwind fächelte in den Wipfeln der Linden. Aus tausend Blüthenkelchen strömte mir der Odem des Frühlings entgegen. In wilder Hast stürzte ich vorwärts. Ein brennendes Verlangen trieb mich, meilenweite Strecken zwischen mein Herz und meine Liebe zu legen. Aufs Geradewohl eilte ich dahin, häufig falsche Wege einschlagend und mich dann mit Hilfe der Landleute wieder orientirend. Mit wunder Brust und mit wunden Füßen langte ich endlich in dem Heimathstädtchen an.

Im Hause meines Meisters war Alles beim Alten geblieben. Man freute sich, mich wiederzusehen, allein man hatte mich auch nicht vermißt. Besonders hervorragende Musikaufführungen hatten nicht stattgefunden. Für die kleineren Tanzbelustigungen hatte es an tüchtigen Kräften, die mich ersetzen konnten, nicht gefehlt. Ich hätte meine Rückkehr noch immer um einige Tage verschieben können.

Erst als ich mein sauber aufgeräumtes Stübchen wieder betrat, überkam mich eine wohlthuende Empfindung. Auch hier war alles unverändert geblieben. Da stand das Ecktischchen mit der hellglänzenden Kaffeemaschine, dem Aschbecher und Cigarrenbehälter, dort der Nußbaumschreibtisch, an welchem ich oft bis tief in die Nacht hinein gearbeitet, und mich angelegentlichen Studien über Contrapunkt und Kompositionslehre hingegeben hatte. Das sollte auch jetzt wieder geschehen. Ich wollte keine Anstrengung, keine Mühe scheuen, um mich emporzubringen. In eiserner Arbeit wollte ich meinen Schmerz ersticken, und wenn es mir dann nach Jahren unausgesetzten Fleißes gelungen war, als einer der ersten unter den deutschen Musikern genannt zu werden, dann wollte ich vor die Geliebte hintreten und ihr sagen: Das bin ich und dieses Ziel habe ich erreicht Deinetwillen, weil ich Dich

liebte und meine Liebe zu Dir ist noch dieselbe, wie vor Jahren. Du aber hast die Wahrheit meiner damaligen Worte erkannt. Du hast den unbedeutenden einfachen Mann aus dem Volke vergessen. Ein größerer, edlerer und besserer als ich ist gekommen und hat Dich glücklich gemacht. Jetzt urtheile, ob ich Dich liebte, oder nicht und wisse es mir Dank, daß es so gekommen ist, weil ich wollte, daß es so kommen sollte.

So philosophirte ich weiter in meiner Theorie der Entsagung und spießbürgerlichen Bescheidenheit und plötzlich durchzuckte mich wie ein Blitzstrahl der Gedanke: „Und wenn nun kein besserer, edlerer und größerer gekommen ist, als Du? Sind es denn gerade die vornehmen Stände, welche die besten Männer erzeugen? Wie denn, wenn sie in der Verzweiflung sich in ihrer ersten Liebe getäuscht zu sehen, vielleicht auch von ihrer Mutter und sonstigen Mitgliedern des Hauses gedrängt, den verhaßten Vetter in der That ihre Hand reicht?“

Ein Strom von neuen wilden und schmerzhaften Gedanken überfluthete mich siedend heiß. Ich mußte in's Freie hinaus, um durch einen längeren Spaziergang das gestörte Gleichgewicht meiner Seele wieder herzustellen. Der doch so nahe liegende Gedanke, daß Klara-Nanette, falls Sie mich

wirklich echt und wahr liebte, wohl auch warten könne, bis ein Theil der Hindernisse aus dem Wege geräumt sei, fiel mir nicht im Traume ein.

Ich lenkte meine Schritte zum Thore hinaus und befand mich, ehe ich noch recht wußte, wie, auf dem Wege nach der Besitzung meiner Eltern. Es war mir ein Bedürfniß, die Meinen wiederzusehen. Ich beschloß, mich einige Tage in dem heimathlichen Dörfchen auszuruhen und gleichzeitig den Vater zu bitten, daß er mir die Mittel zum Besuche eines Konservatoriums bewillige.

Und als ich nun vor der einfachen guten alten Frau stand, der ich mein Dasein verdankte und sie mich mit liebevoll besorgtem Blicke ansah und wehmüthig in die Worte ausbrach: „Aber wie ernst und bleich Du aussiehst, mein Sohn!“ da fühlte ich in der That, daß eine Veränderung mit mir vorgegangen sei. Ich kam mir größer, gereifter, aber auch besser vor. Die innere Stimme, die niemals trügt, sagte mir: Du hast Deine Schuldigkeit gethan. Gleichwohl traten mir die Thränen in die Augen. Die Mutter schüttelte wiederholt den Kopf.

„Du studirst zu viel, mein Sohn! ja! und Du übst zu viel! Deine Kameraden sagen's alle. Du mußt Dich mehr schonen, Heinrich! ein wachsames Auge auf Deine Gesundheit haben!“

Ich versprach der Mutter die Befolgung ihres Rathes und gelobte „auf meine Gesundheit ein wachsames Auge zu haben.“ Das war alles. Zur Vertrauten meines Herzensgeheimnisses konnte ich sie nicht machen. Die brave, in der Lehre vom Standesunterschiede alt gewordene Frau hätte mich offenbar nicht verstanden und sicher einen von uns Beiden für übergeschnappt erklärt.

Im Scheunenthor stand der Vater und schalt wacker auf die Magd, die den Schweinen das Futter zu spät aufgeschüttet hatte. Er sah mich in der Hofthür stehen, ließ sich jedoch in seiner Strafpredigt nicht stören, sondern kam erst nach Beendigung derselben auf mich zu mit den Worten:

„Nun, Junge? Es ist gut, daß Du kommst. Du sollst Dich der Aushebungs-Commission stellen. Drinnen liegt die Ordre. Noch hast Du die Wahl des Regiments frei!“

Es schien mir in diesem Augenblick, als könne Nichts mir erwünschter kommen. Veränderung des Aufenthaltes, Abwechselung in der Beschäftigung, neue Verhältnisse und neue Gesichter mußten mich ja zerstreuen und meine Seele von dem abgöttisch geliebten Bilde abziehen. Mit einer Art andächtigem Entzücken betrachtete ich das Papier, welches die Aufforderung enthielt, mich bereits am

Morgen des folgenden Tages mit dem üblichen Schuh- und Wäschezeug und den unvermeidlichen 2 Thalern zur Beschaffung der Putzutensilien auf dem Hofe der Kaserne im Städtchen einzufinden. So hatte ich denn kaum die Fragen der Eltern und Geschwister nach dem Oheim, den Cousinen und sonstigen Reiseerlebnissen beantwortet, als ich auch schon meine Vorbereitungen zur „militärischen Laufbahn" in's Auge faßte. Der Vater ließ sich bereit finden, mein sehr zusammengeschmolzenes Baarvermögen um das Dreifache zu erhöhen. Die Mama stapelte einen ansehnlichen Wäschevorrath auf. Ich nahm förmlichen Abschied von den Meinen und stand am folgenden Tage vollkommen marschfähig auf dem Hofe der alten Infanteriekaserne unserer Stadt.

Reges Leben herrschte hier. Zu Hunderten waren die jungen Bursche aus Stadt und Umgegend versammelt. Unter fröhlichem Lachen und Schwatzen kreiste die Flasche. Man war heiter und guter Dinge. Waren doch nur wenige unter den kräftigen jungen Leuten, welche die Militairjahre nicht als eine prächtige Abwechselung ihrer einförmigen Lebensweise betrachteten. Alle sahen sie mit der festen Erwartung in die Zukunft, daß es viel Neues und Interessantes zu erleben geben würde.

Erst als der alte Major in Begleitung eines Secondelieutenants und einiger Feldwebel und Unteroffiziere erschien, legte sich der Tumult. Die Anwesenden wurden namentlich aufgerufen, untersucht und dann für die verschiedenen Truppengattungen designirt. Als die Reihe an mich kam, wandte ich mich mit der Bitte an den geschäftigen alten Stabsoffizier, mir das Regiment behufs freiwilligen Eintritts wählen zu dürfen. Ein kurzes flüchtiges Kopfnicken sagte mir, daß man gegen meinen Wunsch nichts einzuwenden habe.

Von jeher hatte das Residenzleben mit seinen raschen mächtigen Pulsschlägen eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich ausgeübt. Da ich die Hauptstadt nicht als Schüler des Konservatoriums besuchen konnte, sollte es wenigstens als Soldat geschehen. Als Hautboist in einem der Garde-Infanterie-Regimenter glaubte ich Gelegenheit genug zu finden, meinen Charakter und mein Talent zugleich zu bilden. Durch die Vermittelung des Majors, welcher sich für mich zu interessiren schien, befand ich mich 24 Stunden später auf dem Wege zur Hauptstadt.

Nach der mir gegebenen Instruction hatte ich mich nach meiner Ankunft bei dem Kapellmeister des betreffenden Regiments zu melden, da meine

Aufnahme in das Musikcorps von einer Prüfung, der ich mich unterziehen mußte, abhängig war. Ich traf den Musikdirektor Merbach im Speisesaal der Kaserne des Regiments, wo er mit seinem Corps einige selbst komponirte Märsche einübte. Sämmtliche Lungen waren in voller Thätigkeit, als ich eintrat. Der Mentor dirigirte mit dem emporgehobenen Taktstock, allein es hatte den Anschein, als sei dieses unscheinbare Stäbchen für die gewaltige Tonwelt, welche den verhältnißmäßig engen Raum erfüllte, nicht ausreichend. Der ganze Körper des kleinen schmächtigen Mannes befand sich ununterbrochen in queckſilberartiger Bewegung. Die linke Hand fuhr in blitzschnellen Tempos hin und her. Der Kopf neigte sich bald nach rechts, bald nach links. Bald senkte er sich auf die Brust, bald fuhr er blitzschnell hintenüber. Wenn Pauken, Becken und Posaunen ihre erschütternde Wirkung üben sollten, schossen die lebhaften grauen Augen einen sprühenden Blitz nach der Seite, an welcher diese Instrumente agirten und die Füße stampften wild und dröhnend den Fußboden. Sollte dagegen das sanfte Unisono der Waldhörner und Flöten den Donnersturm unterbrechen, so schwammen die Augen des Dirigenten in einem feuchten Glanze. Die linke Hand blieb in erhobener

Stellung, wie die Hand eines Priesters, der der gläubigen Menge den Segen ertheilt und der Oberkörper schwankte leise hin und her. Endlich war das Tonstück zu Ende. Die Hautboisten setzten tiefaufathmend ihre Instrumente ab und der Kapellmeister trocknete sich mit einem bunten Taschentuche den Schweiß von der Stirn.

Der Augenblick, welcher über meine nächste Zukunft entscheiden sollte, war gekommen. Ich zog meinen Hut und näherte mich dem noch im Nachklang der letzten Takte schwelgenden Kapellmeister:

„Sie verzeihen, Herr Musikdirektor! mein Name ist Heinrich Lebrence! ich bin Klarinettist und —"

„Aha!" unterbrach mich der wilde Schüler Jubalkains mit seiner schrecklichen Stimme, „ich habe bereits von Ihnen gehört! Sie wollen in das Musikcorps unseres Garde-Grenadier-Regiments eintreten?"

„So ist's, Herr Musikdirektor! wenn eine Vakanz vorhanden ist." —

„Vakanzen sind immer vorhanden! immer vorhanden in dem mir unterstellten Corps! an guten Kräften fehlt's immer! wenn eine gute Kraft eintritt, wird ein schwacher Patron geschaßt!"

„Verzeihung, Herr Musikdirektor! dieser Usus

scheint mir ein wenig barbarisch. Ich wenigstens möchte um nichts in der Welt die Veranlassung sein, daß einer Ihrer braven Musiker aus seiner Stellung scheiden müßte!"

Im Kreise der Hautboisten, deren Gesichter sämmtlich mit dem Ausdrucke der Verwunderung und Neugier auf mich gerichtet waren, tönte beifälliges Gemurmel. Doch verrieth hin und wieder leises Gekicher und Kopfschütteln, daß die Worte des Kapellmeisters keineswegs so ernst gemeint waren, als sie klangen.

„Na! direkt zum Teufel gejagt wird keiner," fuhr Merbach denn auch im milderen Tone fort, „wenn einer ein gar zu miserabler Stümper ist, wird er unter die Spielleute versetzt. Da hat er als Hornist noch immer Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Aber einen guten Klarinettisten können wir noch brauchen! sind Sie bereit, sich einer Prüfung zu unterziehen, junger Herr?"

„Zu jeder Zeit, Herr Musikdirektor! zu jeder Zeit!"

„Schön! bitte, nehmen Sie dort am Tische Platz! so! hier haben Sie das berühmte Klarinettensolo von Dockani, einem unserer neuesten Komposiseure. Ist Ihnen Dockani bekannt?"

„Ich muß Ihnen offen gestehen, Herr Musik-

direktor, daß ich diesen Namen zum ersten Mal in meinem Leben höre!"

Das brausende Gelächter, in welches die Musiker ausbrachen, sagte mir, daß der Versuch des Dirigenten, mich auf's Glatteis zu führen, fehlgeschlagen war.

Merbach nickte beifällig mit dem Kopfe: „Das kann ich mir denken. Dieser Dockani ist nämlich kein anderer, als Merbach!"

„Als Sie, Herr Musikdirektor?" fragte ich verwundert und ließ meine Augen prüfend über das Tonstück gleiten.

„Als ich!" wiederholte er. „Die Erfahrung hat nämlich gelehrt, daß es gut ist, für die Herren Musiker, welche engagirt zu sein wünschen, besondere Etüden aufzusetzen, sintemalen die Herren oft eine große Belesenheit besitzen und es leicht vorkommen kann, daß man einem oder dem andern etwas vorlegt, was er bereits kennt." Ich hatte inzwischen mein Instrument aus dem Pappkästchen genommen und zusammengesetzt. Im Begriff, das zwar schwierige im Uebrigen aber höchst fade Machwerk zu beginnen, fühlte ich mich plötzlich am Arm festgehalten. Als ich mich umwandte, stand der Musikdirektor wieder vor mir und schüttelte lachend den Kopf:

„Auch nicht auf dem eigenen Instrument, mein Lieber, wenn ich bitten darf. Herr Walzmann wird die Güte haben, Ihnen sein Instrument auf einige Minuten abzutreten! er ist unser bester Klarinettist!“

Herr Walzmann, ein schwarzbärtiger, frisch und gesund aussehender Sohn Poloniäs reichte mir schmunzelnd seine Ebenholzklarinette über den Tisch. Ich nahm sie mit kurzem Kopfnicken, setzte an und sprudelte ein halsbrechendes Präludium in die Welt hinein. Ich gewahrte, wie sich auf allen Gesichtern lebhaftes Erstaunen malte. Der Kapellmeister stand wie zu Stein erstarrt und verschlang mich förmlich mit seinen unsteten kleinen schwarzen Augen.

„Herr Walzmann hat ein sehr schwaches Blatt!“ bemerkte ich ruhig und faßte vor dem Dockanischen Tonstück Posto.

„Was?“ fuhr der Pole auf, „ich ein schwaches Blatt? Himmel-Herrgotts-Donnerkiel! das ist noch nicht dagewesen!“

Und wie ein seine Flügel ausbreitender Stoßvogel streckte er seine langen Arme über den Tisch aus, um nunmehr mein Instrument zu fassen und Vergleiche anzustellen.

Unter den übrigen Musikern, deren Blicke noch

immer mit dem Ausdruck der Ueberraschung und wohlwollender Neugier auf mir ruhten, entstand eine lebhafte Bewegung. Inzwischen hatte ich ruhig die „Dockanische Composition“ begonnen. Alle die schwierigen Läufer, Triller, Cadenzen, Vor- und Nachschläge gelangen mir vortrefflich, so unvortheilhaft sie angebracht waren und so ungereimt sie klangen.

„Hört ihn!“ schrie Merbach und streckte gebieterisch seine Rechte gegen die aufgeregte Zuhörerschaar aus, „der Kerl bläst wie ein Gott!“

In der That trat die tiefste Stille ein. Ich warf während meines Spieles einen triumphirenden Blick umher und begegnete überall gespannten erwartungsvollen Gesichtern. Als ich mit einer brillanten Fermate geendet, kam der Kapellmeister auf mich zu und schloß mich gerührt in die Arme, wobei er enthusiastisch ausrief:

„Sie sind ein Genie, mein junger Freund! solch einen Klarinettisten habe ich bis jetzt noch nicht gehört!“

Walzmann hatte sich inzwischen vergeblich abgemüht, meinem Instrumente einen einzigen Ton zu entlocken. An Neckereien und Stichelreden seitens der Kameraden hatte es dabei nicht gefehlt. Unmuthig setzte er endlich die Klarinette ab und

wandte sich an mich mit den halb unmuthig, halb bewundernd klingenden Worten:

„Sie haben Recht, mein Herr! Ihr Blatt ist ein fürchterliches und das meine dagegen ein wahres Mohnblättchen!“

„Je schwerer das Blatt, desto schöner der Ton,“ bemerkte ich trocken.

„Ich werde sofort mit dem Regimentskommandeur das Nöthige wegen Ihrer Einstellung vereinbaren, Herr Lebrence!“ wandte Merbach sich an mich. „Sie sollen noch heut eingekleidet werden! jedenfalls werden Sie in der Stadt wohnen? Andernfalls können Sie auch in der Kaserne ein Stübchen erhalten, Sie sparen dann ein hübsches Sümmchen. Die Privat-Wohnungen hier in der Residenz sind außerordentlich kostspielig!“

Ich entschied mich für das Stübchen in der Kaserne und sah mich wenige Minuten später in einem hellen geräumigen Zimmer, das auf die belebte Haupt-Straße hinausging. Allerdings war die Einrichtung eine mehr als einfache zu nennen. Ein weißgescheuerter viereckiger Tisch von kiehnenem Holz stand in der Nähe des Fensters. Zwei übereinander gethürmte eiserne Bettstellen, in denen ein glattgestrichener Strohsack und eine blau überzogene Decke zur zweifelhaften Ruhe einluden,

nahmen die eine Wand des Gemaches ein. Drei braunangestrichene kastenartige Spinde tapezirten die andere. Darunter befanden sich die Kleider- und Waffengerüste. Ein Paar Schemel ohne Lehne vervollständigten dieses für die anspruchlosen Soldatennaturen immerhin ausreichende Mobiliar.

Das Zimmer war keineswegs ausschließlich für mich allein bestimmt. Ich theilte es mit einem Kameraden, einem jungen Rheinländer, der sich meisterhaft auf die Behandlung der Guitarre verstand und auch einen recht klangvollen Tenor besaß. Sein Hauptinstrument war die Flöte, auf welcher er als Virtuos gelten konnte. Er nannte sich Lehfeld, war hübsch gewachsen und von einnehmendem Wesen. Er machte sich ein Vergnügen daraus, mir von vornherein das Soldatenleben von der vortheilhaftesten Seite zu schildern, besaß überhaupt einen gesunden urwüchsigen Humor und zeigte sich in seinem Wesen aufrichtig und wahr, so daß wir in der ersten halben Stunde die besten Freunde wurden.

Er war es auch, der mir Nachmittags „nach abgehaltenem Apell“ die Nachricht brachte, daß meine sofortige Einstellung genehmigt sei und ich mich zur Empfangnahme meiner Montirungsstücke auf der Kammer der ersten Compagnie einzufinden habe.

Bald stand ich denn auch unter den verschiedenen Waffenrock- und Hosen-Garnituren, umblitzt und umstarrt von Helmen, Faschinenmessern, Schanzbeilen, Säbeln und Bajonetten. Ein alter bärbeißiger Korporal paßte mir Stück für Stück an, vermerkte alles sorgfältig in seine Brieftasche und knurrte dabei in einem fort, daß es eine höchst unangenehme Aufgabe sei, einen Avancirten einzukleiden, zumal einen königlichen Hautboisten. Denn bei den Herren müsse Alles passen. Dieweil sie an der Spitze des Regiments marschirten und den meisten Lärm vollführten, würde auch auf sie zumeist gesehen und wer kriegte es, wenn's nicht säße? „Der Kaptaind'arm!"

Der arme Kapitaind'arm! er that mir leid, allein ich konnte ihm doch nicht helfen und ebensowenig konnte ich ein Lächeln unterdrücken, als er mir nun den Leibgurt umschnallte und den Tornister anpaßte.

„Ja! lachen Sie nur!" murrte er, „der wird Ihnen schon noch zu schaffen machen, wenn die Hitze groß ist und sie durch drei Meilen Sand waten müssen. Packen Sie nur erst dreißig Pfund hinein. Dann wollen wir uns weiter sprechen!"

Die „Einkleidung" war endlich vollendet. Ich konnte den Rest des Tages für mich ver-

wenden und benutzte ihn zur Abfassung eines Briefes an die Meinigen. Lehfeld überbrachte mir am Abend die Nachricht, daß ich mich am folgenden Tage punkt 12 Uhr Mittag bei der Parole einzufinden habe, da der Major den neuen Hautboisten zu sehen wünschte. Nachmittag würden mir sodann die Kriegsartikel vorgelesen werden und am dritten Tage sollte meine Vereidigung stattfinden.

Dem alten Major v. Droschalsky, sowie dem Hauptmann von Kropfberg, in dessen Compagnie ich eingestellt worden, gefiel ich ausnehmend. Der letztere konnte nicht umhin, sein Bedauern darüber auszusprechen, daß ein so stattlicher wohlgewachsener junger Mensch der militairischen Aktion, — sollte heißen, dem Kamaschendienst — entzogen werden solle, worauf der Major mit höchst ernstem Blicke erwiderte, daß auch die Kunst ihren Kamaschendienst verlange.

Und am Nachmittage stand ich richtig in der funkelnagelneuen Uniform auf dem Kasernenhofe und der Flügel-Unteroffizier Krebs von der ersten Compagnie, welcher bereits die Rekruten dreier Jahrgänge ausgebildet hatte und wegen bewiesener Dressurqualification „in hohem Ansehen“ stand, bemühte sich, mich grade stehen und gehen zu lehren.

Noch heute sehe ich den Riesen mit der Wespentaille und dem mächtigen spitzgedrehten Schnauzbart vor mir stehen und die Erinnerung an seine Unterrichtsmethode veranlaßt mich noch jetzt zum Lächeln. Unausgesetzt klang es: „Den Kopf zurück! die Schultern herunter! die Brust heraus! Herr meines Lebens! Sie stehen ja gerade wie ein Hund, der an Indigestionen leidet! so etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Die Hüften zurück! noch mehr! noch mehr! jetzt stehen Sie wieder, wie der Storch im Salat, wenn er einen Frosch auf dem Korn hat! nehmen Sie doch die Hacken zusammen! . . . wozu haben Sie sie denn? Jetzt strecken Sie wieder den Kopf zu weit vor! es ist zum Verzweifeln!“

Nach jeder derartigen Strafpredigt kam denn der Riese auf mich zu, um mich „zurechtzurenken“. Er schlug mit seiner wuchtigen Faust auf meine Schulter, daß ich wie ein Rohr zusammenknickte, er bog mir den Kopf zurück, daß ich mit Husten und Schwindelanfällen zu kämpfen hatte, er klopfte mir die Kniekehlen, um zu untersuchen, ob Anspannung vorhanden sei und es war mir, als müsse ich schwanken und umsinken. Dieser Riese mit der Dressurqualification erschien mir als der verkörperte Geist des blinden soldatischen Gehor-

sams und der würdige Repräsentant militärischer Accurateſſe und Pünktlichkeit.

„Wiſſen Sie," redete er mich während einer Ruhepauſe an, „daß es für mich kein undankbareres Geſchäft auf der Welt giebt, als wenn ich einen Hautboiſten einexerciren ſoll? Sie mögen es glauben oder nicht, allein ich will tauſend Mal lieber einem Heuochſen Figur beibringen, als einem Muſiker, der die Treſſen bereits aus der Lehre mitbringt. Denken Sie ſich einmal in meine Lage: Ich bin Avancirter und Sie ſind es auch! was folgt daraus? Daß es widerſinnig iſt, wenn ich Ihnen anbefehle: Sie ſollen grade ſtehen. Allerdings thun Sie es, einmal weil Sie wiſſen, daß ich im Weſentlichen doch Ihr Vorgeſetzter bin und dann wollen Sie doch auch ſchließlich das Marſchiren erlernen! alſo Sie thun es. Sie ſtehen grade und ſchnellen auf mein Kommando: „eins!" den rechten Fuß unter der Hüfte hervor. Innerlich aber denken Sie ſich Ihr Theil! ... ich weiß auch, was Sie denken! ... laſſen Sie nur, es macht ja Nichts aus, allein Sie werden doch durch dieſe Gedanken verhindert, meine Anordnungen ſo auszuführen, wie ich es im dienſtlichen Intereſſe wünſche. Mit einem Wort, Sie laſſen es ein Bischen an ſich kommen! und ſo werden Sie nie

ein richtiger Soldat werden, so ein bedeutender Musiker Sie auch sein mögen. Habe ich nicht Recht?"

Ich suchte den diensteifrigen Collegen mit der Versicherung zu beruhigen, daß ich mich wahrhaft glücklich schätze, unter sein vortreffliches Dressursystem gekommen zu sein, und seine zwar ein wenig strenge, aber praktische Schule zu genießen. Ich sei bereit, allen seinen „Befehlen" pünktlich nachzukommen und werde ihm sehr dankbar sein, wenn er mich zu einem tüchtigen Parademärschler ausbildete.

Allein der mißvergnügte Riese schüttelte nur noch heftiger den mächtigen Kopf. „Kenne das Alles längst," knurrte er, „das sind Phrasen, hinter denen nichts Reelles steckt. Glauben Sie mir, ich habe schon Manchem die Beine in Zug gebracht, allein wenn noch einer von den Kerlen ein: „Ich dank' Ihnen schön, Herr Exercirmeister!" gesagt hätte. Keiner war, der sich nicht dahin aussprach: „Wozu ist das Drillen? Unnütze Mühe und Zeit, die darauf verwendet wird! Nach dem Takt der Musik marschiren können wir Alle. Wir müssen ja den Takt im Kopfe haben, mithin könnten die Herren noch von uns lernen und dergleichen unpassende Redensarten mehr!"

In diesem Augenblick kam ein baumlanger sehr schlank gewachsener Offizier mit bleichem, verlebtem Antlitz langsam auf uns zugeschlendert. In seiner Haltung lag etwas Schwankendes, Unsicheres. Der Degen schlenkerte zwischen den ungewöhnlich langen Beinen unstät hin und her. Er war aus einem der Kasernenportale getreten und musterte, während er im Gehen die Handschuhe anlegte, mich schon von Weitem mit einem hochmüthigen Blick.

„Stillgestanden! Augen links!" kommandirte Krebs mit seiner mächtigen Stimme.

„Ist das der neue Hautboist?" fragte der Offizier im näselnden Tone, wobei er grüßend seine Rechte an die Mütze legte.

„Zu Befehlen, Herr Lieutenant!" erwiderte Krebs in adretter Haltung.

„Wie läßt er sich an?" examinirte der Lieutenant.

„Kann für jetzt noch kein Urtheil abgeben, Herr Lieutenant! der Hautboist Lebrence exercirt heut zum ersten Male!"

„Was sind Sie für ein Landsmann?" fragte mich der Lange, indem er ein Lorgnon in die Augen klemmte und mich vom Kopf bis zu den Füßen maß.

„Ein Uckermärker!" gab ich unbefangen zur Antwort.

„Ja, das sehe ich!“ hohnlächelte der Frager, „ich meine nur, in welcher Stadt Sie gebürtig sind?“

„In der Hauptstadt der Uckermark, Herr Lieutenant!“

„So? Na, dann sind Sie ja ein richtiger Uckermärker! was für ein Instrument behandeln Sie?“

„Die Klarinette!“

„Haben Sie schon Probe geblasen?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant! gestern Vormittag im Speisesaal!“

„Was hat Merbach für ein Urtheil über Sie abgegeben?“

„Daß ich der beste Klarinettist sei, den er jemals gehört!“

Der Lieutenant zuckte zusammen und machte so große Augen, daß der Klemmer ihm auf die Brust herabfiel. Er legte noch einmal seine Rechte grüßend an die Mütze, wandte sich dann um und schlenderte langsam, wie gekommen, in das Portal zurück.

„Das ist unser neuer Regiments-Adjutant, der Premierlieutenant Graf Seckendorf!“ schmunzelte Krebs seelenvergnügt, indem er mir den Kopf und die linke Schulter ein Wenig sanfter zurückdrängte, als es sonst seine Gewohnheit war. „Der

hat Euch nämlich im Kommando. Ein sehr strenger Herr!" fügte er mit hochemporgezogenen Augenbraunen hinzu.

„Premierlieutenant Graf Seckendorf?" fuhr ich überrascht auf, allein der diensteifrige Unteroffizier kommandirte: „Langsamen Schritt nach Zählen! eins!" und damit war jede Unterhaltung abgeschnitten.

Nach einer halben Stunde eröffnete mir Krebs, daß das Exercitium für heute beendet sei. Da ich zu errathen glaubte, worauf es dem würdigen Manne am Meisten ankam, machte ich ihm den Vorschlag, ein Glas Bier mit mir zu leeren. Er erklärte sich mit Vergnügen hierzu bereit und wir traten in das zu ebener Erde belegene Schanklokal der Kaserne und nahmen an einem in der Ecke stehenden Tische Platz.

Die verschiedenen Gläser Bier und Branntwein, welche ich vor dem wackeren Exercirmeister in Ansehung seiner Verdienste auffahren ließ, wurden in regelmäßigen Tempos geleert, ohne daß sich in seinen Zügen eine merkliche Veränderung kund gegeben hätte. Dagegen trat allmählig eine gewisse Redseligkeit ein:

„Glauben Sie ja nicht, daß ich im gewöhnlichen Verkehr ein solcher Despot bin, wie auf dem

Exercirplatze," belehrte er mich in behaglicher Selbstbeschaulichkeit. „Ich bin der gemüthlichste Mensch, den es geben kann. Aber wir sollen einmal die Leute drillen, wie man's nennt, dressiren, wenn Sie diese Bezeichnung besser verstehen, — ohne Unterschied der Person!"

„Und ohne Berücksichtigung des Bildungsgrades! fügte ich hinzu.

„Nun" — meinte er gedehnt, „ein gewisses Ansehen der Persönlichkeiten findet doch Statt!"

Er bekräftigte seine Behauptung mit einem tüchtigen Zug aus dem schäumenden Bierglase. Da in Folge dieser Attake im letzteren der Boden sichtbar wurde, gab ich dem Kellner einen Wink, mit einer neuen Batterie vorzurücken.

Ein seliges Lächeln trat in die martialischen Gesichtszüge des Riesen, als er die gelbe Bierfluth in dem mächtigen Glase vor sich schäumen sah. Er fuhr denn auch sogleich in seiner Auseinandersetzung fort:

„Was nun im Speciellen Sie betrifft, mein lieber Kamerad, so habe ich schon jetzt eine sehr günstige Meinung über Sie. Sie haben außerordentlich gute Anlagen für den Felddienst und ich bedaure aufrichtig, daß diese vortreffliche Organisation des Baues und der Muskeln nicht Verwen-

dung im Dienst mit der Waffe finden soll. Ich werde auch dem Herrn Regimentsadjutanten, wenn er sich wieder nach Ihnen erkundigt, in dieser Weise Bericht erstatten."

Ich hielt die Gelegenheit für geeignet, mich gleichfalls nach dem Herrn Premierlieutenant ein wenig zu erkundigen. Interessirte mich doch niemand auf der Welt in so hohem Grade, als derjenige, den die Gräfin Seckendorf zum Lebensgefährten ihres Kindes ausersehen hatte.

Was ich von dem redseligen Krebs erfuhr, war freilich nicht geeignet, mich für den langbeinigen Regiments-Adjutanten besonders günstig zu stimmen. Graf Seckendorf sollte sich keineswegs eines gediegenen Rufes erfreuen. Man wollte wissen, daß er der verderblichsten aller Leidenschaften, dem Hazardspiele bereits einen großen Theil seines ererbten Vermögens geopfert, auch im Umgange mit Damen von zweideutigem Ruf mehr als einmal seinen Dienst vernachlässigt und sich Rügen von obenher zugezogen habe. Seine Ernennung zum Regiments-Adjutanten verdanke er nur seinem altadlichen Namen, sowie dem Umstande, daß er eine Zeit lang zum Generalstabe der Armee kommandirt gewesen sei und sich einige büreaukratische Fähigkeiten angeeignet habe.

Eine besonders hervorragende militairische Größe sei der Herr Lieutenant nicht und berechtige auch durchaus nicht zu außerordentlichen Erwartungen.

Krebs wußte alles dies aus sicherer Quelle. Er hatte einen offenherzigen Westphalen in seiner Korporalschaft, der bei dem Herrn Lieutenant Burschendienste verrichtete und der somit manches erfuhr, was ein schlichtes von Kommandos und Instructionen in Anspruch genommene Grenadier-Ohr sonst nicht zu hören bekommt. Er wußte auch, daß der biedere Graf Aussicht hatte, seine zerrütteten Finanzen durch die Verbindung mit einer schönen begüterten Anverwandten wieder herzustellen.

Ich schauderte bei der Vorstellung, daß dies der Mann sei, welchem das gute unschuldige Mädchen zum Opfer fallen sollte und wieder folterte mich ein beklemmendes Reuegefühl, daß ich nur zurückgetreten sei, um einem leichtsinnigen Wüstling freies Spiel zu verstatten. Sollte das offenbare Unglück der Geliebten einzig und allein das Resultat meiner zartsinnigen Bescheidenheit, meiner unbegrenzten Verehrung sein? Gab es kein Mittel, sie vor diesem Schicksal zu bewahren? Ich konnte ein Paar Zeilen an die alte Gräfin richten, allein wo waren die Beweise für die Wahrheit meiner Aussagen? Was wird nicht alles schriftlich

und mündlich zusammengelogen und geklatscht, wenn zwei Menschen im Begriff stehen, sich für's Leben zu verbinden? Konnte Frau von Seckendorf nicht einen Verläumder in mir sehen, mich des Undanks zeihen für die Gastfreundschaft, welche sie mir gewährt?

Ich beschloß, die Angelegenheit mit der größten Sorgfalt und Ueberlegung zu behandeln. Leicht konnte ja durch ein vorschnelles Handeln die Gefahr vergrößert, anstatt behoben werden. Es schien mir eine so große und edle Aufgabe, wie ein Schutzgeist über dem heimlich geliebten Mädchen zu schweben und in dem Augenblick der Gefahr hervorzutreten mit den Worten: „Siehst Du, Klarinettchen! Das ist Liebe! wahre aufrichtige Liebe, wie sie das reine unverdorbene Jugendherz lehrt! die keusche Flamme der Liebe lodert heller auf im Entsagen, als im Genießen!"

Vorläufig schien mir nur nothwendig, den Herrn Premierlieutenant ein wenig zu beobachten. Es war ja immerhin noch weit im Felde bis zur Verlobung und Hochzeit. Was konnte nicht Alles noch dazwischen treten? Mit einem Gefühl tiefinneren Triumphes flüsterte ich mir zu, daß Klara-Nanette sich jedenfalls noch reiflich überlegen werde, ob sie den Vetter heirathen würde oder nicht.

Krebs verabschiedete sich von mir mit dem Versprechen, daß ich in acht bis zehn Tagen vollständig ausgebildet sein solle und unausgesetzt nachdenkend über das eigenthümliche Zusammentreffen mit dem Manne, den ich immerhin als meinen Rivalen betrachten mußte, traf ich in meinem Zimmer wieder ein.

Sofort beim Eintritt fiel mein Auge auf Lehfeld, welcher singend auf- und abschritt und seinen Spaziergang nur unterbrach, um sich an den Tisch zu setzen und einige Takte Noten auf ein liniirtes Blatt Papier zu werfen. Neugierig trat ich näher, hatte jedoch kaum die triviale Melodie in's Auge gefaßt, als ich auch wußte, wie ich mit dem Stubencollegen daran war.

„Lehfeld! Unglücksmensch!“ rief ich, „Sie komponiren!“

„Ja!“ versetzte er, indem er seine Arbeit unterbrach und mich mit freundlichem Lächeln ansah, „das ist mir die angenehmste und genußreichste Beschäftigung und wohl auch die einzige Freude, die ich habe. Urtheilen Sie selbst, kann es etwas Schöneres geben, als seine Gedanken und Empfindungen in Töne zu kleiden, sie als formvollendete Melodien der Welt zu übergeben?“

„Da haben Sie Recht! aber, lieber Lehfeld! wir sind doch die Leute nicht dazu!“

„Du lieber Gott! es bildet ein Talent sich in der Stille! mit einem Male dringt man allerdings nicht durch. Man muß abwarten! glauben Sie mir, lieber Lebrence! ich bin ein zäher Bursche und verliere den Muth nicht so leicht!“

„Gehen Sie wirklich mit dem Gedanken um, Ihre Schöpfungen vor das Forum der Oeffentlichkeit zu bringen?“ fragte ich mit gelindem Entsetzen.

„Gewiß!“ versicherte er mich mit treuherziger Offenheit, und dabei trat er an sein Schränkchen und erschloß es mit raschem Griff. „Sehen Sie diesen Stoß Musikalien? Das ist Alles während meiner Dienstzeit als Hautboist entstanden!“

Ich nahm einige Piecen in die Hand. Es waren einfache regellose Melodien, ohne alle Originalität und Kraft. Hin und wieder klang eine bekannte Opernarie oder ein altes Volkslied durch. Sämmtliche Tonstücke waren für das Clavier geschrieben und eine sorgfältigere Prüfung überzeugte mich, daß die Aussetzung der Begleitstimmen nichts zu wünschen übrig ließ. Der junge Kompositeur schien in der Harmonielehre nicht unbedeutende Kenntnisse zu besitzen.

„Für gewöhnlich komponire ich nur zu meinem Vergnügen," fuhr er lächelnd fort, „in diesem Augenblick aber hat es einen ernsten Zweck. Sie wissen doch, daß von oben her ein Preis ausgeschrieben ist für einen geeigneten Marsch, der bei der Parade vor dem Kaiser von Rußland mit Ehren executirt werden kann?"

„Ich weiß nichts!" versetzte ich der Wahrheit gemäß.

„Es hat damit seine Richtigkeit," sagte er. „Wir erfuhren es bereits gestern bei der Paroleausgabe. Sämmtliche Musiker Deutschlands und solche, die es zu sein glauben, können sich an der Concurrenz betheiligen. Das Tonstück soll aus vier Theilen bestehen. Es wird weniger auf angenehm in's Ohr fallende Melodie, als auf Originalität und eine gewisse kriegerische Stimmung des Ganzen gesehen. Das Tonstück soll versiegelt bis zum 1. Juli dieses Jahres an den Hofkapellmeister Schweiger eingesandt werden, ohne Namensunterschrift und mit einem Motto versehen. Der Name des Komponisten muß unter dem Motto stehen, das gleichfalls versiegelt eingereicht werden muß. Na! unser Merbach schwitzt ja auch schon! kein Wunder! es giebt tausend baare Dukaten. Dafür kann man schon ein Paar Nächte daransetzen!"

„Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich gleichfalls Lust hätte, mein Glück zu versuchen, lieber Lehfeld!“ bemerkte ich.

„Thun Sie es doch! ja? thun Sie es!“ rief er eifrig. „Man kann nicht wissen, ob nicht auf alle Fälle etwas dabei herauskommt. Wenn Seine Majestät, der Beherrscher aller Reußen, erfahren, daß sich ein Paar Tausend Musiker ihretwegen abgequält haben, fühlen sie vielleicht ein menschliches Rühren und lassen einige Säckel mit Silberrubeln unter die Concurrenten vertheilen.“

Ich mußte über den treuherzigen Vorschlag lachen, nahm mir jedoch in'sgeheim vor, ihn zu befolgen. — —

Das immerhin wechselvolle bunte Soldatenleben zerstreute und unterhielt mich in einer Weise, daß ich den raschen Verlauf der Zeit kaum gewahrte. Waren die mannigfaltigen interessanten Bilder um mich herum auch keineswegs geeignet, mich über meinen geheimen Herzenskummer ganz hinwegzuhelfen, so erfüllten sie doch vollkommen den Zweck, mich denselben auf Augenblicke vergessen zu lassen. Zudem machte ich die Bemerkung, daß ich in meinen künstlerischen Studien ununterbrochen vorwärtsschritt, Grund genug, mit heiterem

Auge in die Zukunft zu blicken und die Vergangenheit bald nur noch als eine Quelle wehmüthig-freundlicher Erinnerungen zu betrachten.

Inzwischen war meine Ausbildung durch Krebs vollendet worden. Ich marschirte nach seiner Ansicht wie ein geborener Korporal und es fehlte mir nichts weiter als der „Kuhfuß“, um für einen der stattlichsten Soldaten des Regiments zu gelten.

Das Regiment marschirte täglich zum Exerciren in größeren Massen nach dem sogenannten Manöverfelde, einer hochgelegenen Fläche Land in unmittelbarer Nähe der Residenz. Uns Hautboisten lag dabei die Ausführung der Musik ob und war es auch keine leichte Sache, zwei volle Stunden lang im ununterbrochenen Marschiren zu musiciren, so waren unsere Anstrengungen doch immerhin gering gegen diejenigen der wackeren Soldaten. Während der Zeit des Manövrirens hatten wir Ruhe und nur mit dem Beginn des Einmarsches traten wir wieder in Funktion.

Nachmittags und Abends konzertirten wir in dem glänzend erleuchteten Garten, welcher sich in beträchtlicher Ausdehnung hinter einem der besuchtesten Vergnügungslokale der Residenz hinzog. Immer aber behielt ich noch freie Zeit genug, um die Theorie der Musik zu studiren, mich in der

Komposition zu versuchen und Beobachtungen über das Privatleben des Herrn Regiments-Adjutanten zu machen.

Ich hatte einen ziemlich originellen Kaisermarsch zu Papier gebracht und denselben, mit einem ebenso eigenartigen Motto versehen, an maßgebender Stelle eingereicht. Dieses Motto lautete:

„Bilder zeichnet manche Feder,
Mancher Narr macht ein Gedicht!
Komponiren kann ein Jeder,
Doch in Tönen dichten nicht!“

Niemand wußte von meiner Bewerbung um den Tausend-Dukatenpreis, selbst Lehfeld nicht, denn ich hatte die Melodien innerlich durchgearbeitet und in der Abwesenheit des Collegen zu Papier gebracht. Ebenso heimlich hatte ich das Päckchen an seine Adresse befördert.

Was Graf Seckendorf betraf, so brachte ich bald in Erfahrung, daß er seinen 14tägigen Urlaub nach Seselitz angetreten habe. Als er nach Ablauf desselben wieder beim Regiment erschien, fand ich sein Aussehen ein Wenig zu seinem Vortheil verändert. Er sah frischer und kräftiger aus, als sonst. Die Landluft schien seiner schwankenden Haltung größere Festigkeit, seinen bleichen Wangen eine gesündere Färbung verliehen zu haben. Im

hohen Grade beruhigend wirkte es auf mich, daß ich keinen Verlobungsring am Finger seiner linken Hand gewahrte.

Ich knüpfte höchst sanguinische Hoffnungen an diesen Umstand. Meine Phantasie baute mit einem Male wieder die glänzendsten Luftschlösser. Sie verstieg sich sogar so hoch, daß sie an die Möglichkeit des Erwerbes der tausend Dukaten und des Musikdirektor=Titels glaubte. Möglicher=weise hing sich auch der Ruhm an meinen Namen. Dem Ruhm mußte das Gold von selbst folgen. Dann ließ sich die Bewerbung um die Hand einer schönen jungen und reichen Gräfin schon mit etwas größerem Erfolg in Scene setzen.

Derartige hoffnungsfreudige Gedanken hatte ich auch an einem schwülen Sommernachmittage, als sämmtliche Bewohner der Kaserne, von dem anstrengenden Exerciren auf dem Manöverfelde er=müdet, im festen Schlafe auf ihren Betten lagen. Ich hatte bereits meine beste Uniform angelegt, um einen Spatziergang in den Thiergarten hinaus zu machen und wollte soeben die erste Stufe der großen in den Hauptflur führenden Treppe betreten, als ich meinen alten Exercirmeister Krebs gewahrte, der aus dem Corridor in den Lichtflur trat und soeben die gegenüberliegende Treppe hinabschreiten wollte.

Ich sah auf den ersten Blick, daß der Korporal sich in höchst übler Laune befand. Er machte ein so verdrießliches Gesicht, als habe er eine ganze Heerde der gefürchteten Heuochsen vor sich und die Lippen bewegten sich, als wollten sie in jedem Augenblick donnernde Strafräsonnements in die Welt schleudern. Er wollte mit kurzem Gruße an mir vorüber schnauben, ich faßte ihn jedoch bei der Hand und raunte ihm die Worte in's Ohr: „Wohin so eilig, mein alter Freund? Und warum so verstimmt? Hat der Major Sie heut beim Exerciren angedonnert?"

„Ei!" erwiderte er, „wenn's weiter nichts wär'. So etwas ließe sich schon ertragen. Ach nein!" fuhr er mit einem Seufzer der Resignation fort, „ich habe das Divisions-Exerciren heut gar nicht mitgemacht. Ich hatte ein Paar Tage Schonung, weil ich mich beim Drillen der Nachexercirer heiser geschrien. Nun kommt so eben der Graf Seckendorf zu mir auf die Bude und sagt: Hören Sie mal, Unteroffizier Krebs! Sie könnten mir einen Gefallen thun! — Zu Befehl, Herr Graf! — Mein Bursche, der Timke ist nämlich krank geworden, wie Sie ja wissen! — Zu Befehl, Herr Adjutant! — Er ist im Lazareth und der Feldwebel hat noch keinen Vertreter geschickt. Nun

habe ich hier einen Brief an eine junge Verwandte, welche in Charlottenburg wohnt. Ich möchte dieses Schreiben gar zu gern recht bald in den Händen der Dame wissen und wenn ich es mit der Post schicke, — Zu Befehl, Herr Lieutenant! ich werde gehen! — Wirklich? Wollen Sie das, bester Krebs? Nun wohl, Sie thun mir einen Gefallen und ich werde mich schon erkenntlich zeigen! — Bitte, ich thu's gern, Herr Graf! und der Herr Graf händigte mir den Brief ein und geht aus dem Zimmer so ruhig, wie er gekommen ist. Und ich — bin, — wie Sie sehen, auf dem Wege nach Charlottenburg!"

„Und darum machen Sie ein so finsteres Gesicht, Krebs? Das ist ja ein ganz reizender Spaziergang, besonders, wenn Sie durch den Thiergarten gehen! und da sich doch der Herr Graf erkenntlich zeigen werden und die junge gräfliche Verwandte nicht minder, so begreife ich nicht —"

„Was den reizenden Spaziergang anbelangt, so wollen wir davon schweigen bei der Hitze und dem Staub durch den verpesteten Thiergarten, und von wegen der Erkenntlichkeit — das können wir ja abwarten — meinetwegen bis zum jüngsten Tag! das Schlimmste an der ganzen Sache ist nur, daß ich meiner Braut versprochen habe, sie

präcise 3 Uhr aus dem Hotel, wo sie conditionirt, abzuholen. Das Mädel hat heut einen freien Nachmittag. Es können Wochen vergehen, bis sie wieder einen hat. Wir wollten mit dem Omnibus nach Schöneberg fahren zum Sommernachtsball. Nun holt der Teufel den freien Nachmittag mit sammt der freien Sommernacht!"

Die Gelegenheit, dem Herrn Grafen in die Karten zu gucken, war zu günstig, als daß ich sie nicht hätte benutzen wollen.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Krebs!" wandte ich mich im unbefangenen Tone an den Unteroffizier, „geben Sie mir den Brief! ich werde ihn an seine Adresse befördern!"

Er sah mich überrascht an. „Wirklich?" frug er zweifelnd. „Sie wollten so gütig sein, mir diesen Liebesdienst zu erzeigen?"

„Pünktlich und gewissenhaft!" rief ich. „Verlassen Sie sich ganz auf mich! wär' ja eine Sünd' und Schande, wenn ich so einem braven Lehrmeister nicht diese kleine Gefälligkeit erweisen wollte."

„Nun! hier haben Sie den Brief! ich dank' Ihnen, bester Herr Lebrence! Sie sind ein vortreflicher Mensch! diesen Liebesdienst vergeß' ich Ihnen mein Lebtag nicht! und sollten Sie jemals in die Lage kommen, einer treuen Seele

zu bedürfen, so wissen Sie ja, wo der Krebs zu finden ist!“

Ich vermochte beim besten Willen keine Antwort zu geben. Mein Blick war inzwischen auf die Adresse des Briefes gefallen. Es war mir, als müsse ich zur Steinsäule werden. Die bereits ausgestreckte Hand begann zu zittern und scheu zog ich sie zurück, als hätte ich eine Schlange berührt.

Wie konnte aber auch der Zufall so seltsam und eigenthümlich spielen? Wie in aller Welt kam der Graf Seckendorf mit Fräulein Cornelia Schwabe zusammen? Denn so und nicht anders lautete die Adresse des Briefes, den mir Krebs bereits mit einer Miene entgegenstreckte, in welcher sich ein Anflug von Täuschungsschmerz zu zeigen begann.

„Sie kennen wohl die Dame?“ fragte er unruhig, „Sie haben wohl auch —“

„Nein, nein!“ unterbrach ich ihn schnell gefaßt. „Ich wundere mich nur über den bürgerlichen Namen, da Sie doch sagten, es solle eine Verwandte des gnädigen Herrn sein. Geben Sie her in Gottes Namen! der Brief wird besorgt und damit basta!“

„Nochmals Dank, Herr Kamerad! Antwort ist nicht nöthig!“

Wir trennten uns. Während Krebs wie ein Stoßvogel kehrt machte und die Straße hinunter schoß, um zu seiner geliebten Ernestine zu gelangen, schlug ich den Weg nach den Linden ein und befand mich eine halbe Stunde später auf der nach Charlottenburg führenden Chaussee.

Ich war über das Verhältniß, in welchem der Premierlieutenant zu meiner alten Freundin stand, keinen Augenblick im Zweifel, und wenn es mir auch im hohen Grade peinlich war, mit einem Wesen wieder zusammen zu treffen, das nur auf meine Verachtung Anspruch hatte, so glaubte ich doch der Verpflichtung, die heimlich Geliebte vor endlosem Unglück zu bewahren, nachkommen zu müssen. Dazu aber war es nöthig, Beweise zu erhalten, welche die Gräfin Seckendorf über Gemüth und Charakter ihres zukünftigen Schwiegersohnes aufzuklären im Stande waren.

Es war ein heißer Tag. Glühend warf die Nachmittagssonne ihre Strahlen auf die dürstende Erde herab. Die Blätter an den Bäumen, die Gräser und Kräuter, welche dem trockenen Erdboden entsprossen, hatten ein graues Staubgewand angelegt. Zahlreiche Equipagen, welche auf der Landstraße dahin rollten, warfen mächtige Staubsäulen auf. Ich kletterte auf einen vorüberfahrenden Om-

nibus, brannte eine Cigarre an und entwarf im Stillen einen Operationsplan gegen die alte Freundin meiner Jugend, von dem ich mir einen keineswegs ungünstigen Erfolg versprach.

Bald rasselte die schwerbeladene Menschenbeförderungsmaschine über das Straßenpflaster der Stadt und die kleinen freundlichen Landhäuser zogen in bunter Abwechselung an meinem Auge vorüber. An einer der Ecken las ich den Namen der Straße, welche als Adresse auf dem Briefe angegeben war. Sofort verließ ich den Omnibus und stand gleich darauf vor dem Hause, welches der Soubrette als Domicil diente.

Das Herz klopfte mir doch ein Wenig, als ich die rechte Hand auf den Drücker der Thür legte, auf welcher der Name: „Cornelia Schwabe" in reichverschlungenen Arabesken prangte. Meinem schüchternen Klopfen erwiderte ein lautes „herein". Ich erkannte Cornelias Stimme sofort an dem silberhellen Klang. Wie oft hatte die eigenthümliche Modulationsfähigkeit dieses Organs mein junges Herz erbeben gemacht.

Jetzt war es anders. Ein lieblicheres Bild stand zwischen Cornelia und mir. Mein Ohr hatte der Musik des wahren Gefühls gelauscht und so diente dieses kalte „herein" nur dazu,

mich voll und ganz dem hinzugeben, was ich für meine Pflicht hielt.

Ich trat in ein ziemlich elegant eingerichtetes Zimmer. Cornelia saß auf dem Sopha. Vor ihr auf dem sauber gedeckten Tische stand feines Porzellangeschirr auf silbernem Brette. Sie rührte mit zierlichem Löffel in einer Tasse Chokolade und der verschleierte Blick war mit einem schläfrigen Ausdruck mir zugewandt.

Aber kaum hatte sie mich erkannt, als die Augen das alte Feuer wieder ausstrahlten. Es wollte mich sogar bedünken, als ob eine schwache Gluth in den abgespannten Zügen auflodere. Jedenfalls war die Bewegung, mit welcher sie die Falten ihres Jakonetkleides ordnete und sich erhob, eine hastige und sehr wenig theatralische.

„Lebrence! mein guter, lieber Freund! Sind Sie es denn wirklich? Ach! das habe ich mir ja von vornherein gedacht, daß Sie zu mir zurückkehren würden! so seien Sie mir denn herzlich willkommen, theuerster Freund meiner Seele! setzen Sie sich dort auf den Divan und trinken Sie eine Tasse Chokolade mit mir! . . . Wie in aller Welt haben Sie es nur möglich gemacht, mich aufzufinden? Und Soldat sind Sie auch geworden?“

„Sie irren sich, mein Fräulein!“ versetzte ich

im eiskalten Tone, „ich komme keineswegs als Ihr Seelenfreund!“

„So kommen Sie als mein Feind?“ fragte sie lächelnd und schoß unter den langen gesenkten Wimpern einen lauernden Blick auf mich. „Haben Sie mit dieser stattlichen Uniform des Kriegers gleichzeitig auch einen Panzer um Ihr Herz gelegt?“

„Ich komme als Gesandter eines Freundes!“ versetzte ich spitz.

„Ich finde es nämlich amüsanter, der Freund Ihrer Freunde zu sein, als direkt an der Quelle zu schöpfen. Hier! nehmen Sie und machen Sie einen armen Mann aus den höheren Ständen glücklich!“

„Ach! . . . ich verstehe! der Herr Premier-lieutnant Graf Seckendorf sendet sie! . . . ja, ja! Sie tragen ja die Uniform seines Regiments! . . . erlauben Sie?“

Ich verneigte mich, ohne von ihrer wiederholten stummen Einladung, Platz zu nehmen, Gebrauch zu machen. Hastig erbrach sie den Brief, überflog mit raschem Blick den Inhalt, zerriß sodann das Papier und verstreute die Fetzen durch das Zimmer.

„Der arme Premierlieutenant!“ bemerkte ich

meiner Stimme einen möglichst sarkastischen Klang gebend, „diese Antwort hat er sicherlich nicht erwartet!“

„Verzeihen Sie meine Heftigkeit, lieber Lebrence!... aber, wenn ich bedenke, daß ich durch den Verkehr mit denjenigen, die sich für meine künstlerischen Bestrebungen interessiren, mir meine wahren Freunde entfremde, so kann ich nicht anders — Ich werde sogleich verstimmt.“

„Hat Sir Robert Welleslеy sich auch für Ihre künstlerischen Bestrebungen interessirt oder Sie sich für die seinen?“ fragte ich in demselben ironischen Tone weiter.

„Sie haben das Verhältniß gänzlich falsch aufgefaßt und Ihr Benehmen damals ist mir noch heut unklar, wenn ich es nicht in einer Anwandlung von Eifersucht suchen soll,“ erwiderte sie ernst. „Der unmenschlich reiche Engländer wollte ja eine Schauspieler-Truppe für sein mit großen Kosten hergestelltes Privat-Theater in London engagiren, und da seine Wahl unter andern auch auf mich gefallen war, schrieb er mir, daß er in Stettin mit mir zusammentreffen und sich über die Bedingungen mit mir einigen wolle!“

Ich mußte innerlich lachen. Diese Ausrede war doch für eine Schauspielerin zu plump. Cor-

nelia besaß offenbar sehr wenig Geist, oder sie hielt mich für im hohen Grade beschränkt.

„War es wirklich nichts weiter?“ fragte ich und nahm dabei eine so nachdenkliche einfältige Miene an, daß die Schauspielerin in ihrer Ansicht über mich nur bestärkt werden konnte.

„Nur das, mein Freund! auf Ehre .... nur das! was sonst? Sie sollten doch wissen, daß Sie einzig und allein der Beherrscher meines Herzens sind!“

Ich kniff die Zähne in die Unterlippe, um nicht laut aufzulachen. Mit Anstrengung kämpfte ich meine Heiterkeit nieder. Es war nothwendig, um meinen Operationsplan mit Erfolg durchführen zu können.

„Ich glaube Ihnen das nicht, Fräulein Cornelia, obwohl Sie es mir bereits früher zu verstehen gaben. Sie werden mir auch meinen bescheidenen Zweifel nicht übel nehmen. Sehen Sie! Sie waren doch gar so vertraut mit Sir Robert Wellesley und nun wieder dieses Verhältniß mit dem Grafen von Seckendorf! nein, nein! ich kann es nicht glauben!“

„Aber Lebrence, bedenken Sie doch: Eine Schauspielerin, eine öffentliche Künstlerin kann sich nicht eigensinnig von allem Verkehr nach außen

hin absperren. Bis zu einem gewissen Grade muß sie sich die Huldigungen ihrer Verehrer gefallen lassen, will sie nicht in Gefahr kommen, ihren Ruf als Künstlerin einzubüßen. Glauben Sie mir, ich kann gegen alle Männer freundlich sein und doch nur einen einzigen lieben."

Ich schüttelte den Kopf und lächelte so ungläubig als möglich.

„Sie begreifen es wirklich nicht?" fragte sie und dabei suchte sie all' den verführerischen Zauber in ihre Blicke zu legen, mit dem sie mich früher beherrscht hatte.

„Nein! ich kann es nicht begreifen. Entweder man liebt einen Mann und behandelt alle übrigen mit Gleichgültigkeit oder man liebt sie alle und liebt keinen!"

„Lebrence!" rief sie ernster als je. „Ich schwöre es Ihnen bei allem, was mir heilig. Ich fühle nur für Sie allein eine lebhafte Neigung und alle übrigen Herren der Schöpfung sind mir in der That gleichgiltig. Und wenn Sie mich heirathen, so will ich Ihnen allein angehören und mit Niemand auf der Welt mehr schön thun! glauben Sie mir doch, mein theurer Freund! ich meine es ehrlich!"

Mein Glaube an die Aufrichtigkeit der Dame

war einmal zu stark erschüttert, als daß ich irgend welches Gewicht auf ihre Versicherung hätte legen können. Möglich, daß sie über ihre Leistungen und ihre Verhältnisse inzwischen nachgedacht hatte und nun in der Verbindung mit einem talentvollen, in Herzens-Angelegenheiten unerfahrenen jungen Manne einige Bürgschaft für ihre Zukunft sah. Ich dachte begreiflicherweise nicht im Entferntesten daran, ihre Hoffnungen zu realisiren.

Indessen war die Situation für meinen Plan reif und so schritt ich ohne Verzug zur Ausführung.

„Nun wohl! ich will Ihnen glauben, Cornelia! aber um einen Beweis Ihrer Liebe muß ich Sie doch bitten!"

„Sprich, Heinrich! Alles, Alles um Ihretwillen!"

„Liefern Sie mir die Briefe aus, welche der Premierlieutenant an Sie schrieb und ich will es glauben, daß Sie mich lieben!"

Sie stutzte und sah mich forschend an. Offenbar mißfiel ihr diese Kundgebung von Verstand, denn sie erwiderte mit auffallender Kälte:

„Eine Indiskretion können Sie doch unmöglich von mir verlangen? Oder glauben Sie wirklich, ich sei verworfen genug, die Herzensgeheimnisse eines hochangesehenen jungen Offiziers der höheren

Stände an einen seiner Untergebenen zu verrathen?"

„Das wollte ich nur hören, Cornelia! also, es sind doch Herzensgeheimnisse und nicht Kundgebungen künstlerischer Verehrung! nein, nein ... das sollen Sie nicht! ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihres Vertrauens und Ihrer Liebe. Nein — da ist es doch besser, Sie verrathen den kleinen Roman, den Sie mit mir zu spielen belieben, an den Herrn Grafen!"

„Aber ich habe die Briefe gar nicht mehr!" wandte sie ein. Ich zuckte die Schultern und wandte mich zum Gehen: „Leben Sie wohl, mein Fräulein!... ich liebe einmal die Frauen nicht, welche nicht im Stande sind, ihrem Stolze und ihrer Eigenliebe ein kleines Opfer zu bringen."

„Nun, laufen Sie nur nicht gleich fort, Sie eigensinniger Mensch, Sie Trotzkopf! bitte, bleiben Sie einen Augenblick! wollen Sie mir versprechen, keinen schlechten Gebrauch von den Briefen zu machen?"

„Ich will nur klar sehen in dem Verhältniß, in welchem Sie zu dem Herrn Grafen Seckendorf stehen."

„Gut! hier sind die Briefe! es sind im Ganzen drei. Sie werden daraus ersehen, daß der Herr

Premierlieutenant mir den Hof macht, keineswegs aber ich ihm!“

Ich küßte der Schönen mit anscheinend dankbarem Lächeln die Hand. O! hätte sie in das Herz des unerfahrenen „Jünglings vom Lande“ sehen können.

Ich sagte ihr einige unbedeutende Artigkeiten. Es wurde mir schwer, meine Freude über den gelungenen Streich zu verbergen. Ich schwatzte alles Mögliche durcheinander, erzählte von meinem Soldatenleben, meinen Aussichten für die Zukunft, fragte dazwischen nach ihren Erlebnissen und sehnte mit fieberhafter Unruhe den Augenblick herbei, in welchem ich mich füglich entfernen konnte.

Von Cornelia erfuhr ich im Laufe des Gespräches, daß sie bei einem der besseren Theater der Residenz als Choristin engagirt sei. So angelegentlich sie mir dies als einen Fortschritt darzustellen suchte, erkannte ich doch sofort, daß sie bereits im Abwärtssteigen von der geringen künstlerischen Höhe begriffen war, die sie überhaupt wohl mehr ihrer originellen Persönlichkeit als ihrem Talente verdankte. Ferner theilte sie mir im Verlauf des Gespräches mit, daß sie nur bis zum Eintritt des Herbstes in Charlottenburg wohnen, dann aber in die Hauptstadt zurückkehren wolle.

Gesundheitsrücksichten wären die Veranlassung zu ihrem jetzigen Sommeraufenthalt und wirklich schien es mir, als habe ihr Teint an Frische eingebüßt, ihr Auge an Feuer verloren.

Mit dem Beginn der Dämmerung konnte ich endlich daran denken, mich zu verabschieden. Ich mußte der Schauspielerin wiederholt versprechen, meinen Besuch in kürzester Frist zu erneuern. Kaum hatte ich den Omnibus bestiegen, als ich die Briefe meines adligen Rivalen hervorzog und zu lesen begann. Sie enthielten die glühendsten Liebesversicherungen im trivialsten Stile, aber es schien auch gleichzeitig daraus hervorzugehen, daß er vergeblich warb. Cornelia hatte mir wenigstens in dieser Beziehung die Wahrheit gesagt.

Er bemühte sich vergeblich um die Gunst meiner alten Freundin, aber er bemühte sich doch, und daß er keine Erhörung fand, lag lediglich an seiner Mittellosigkeit. Gewisse freisinnige Damen lassen sich die Huldigungen der Männer nur so lange gefallen, als dieselben durch klingende Beweise unterstützt werden. Ist es damit zu Ende, so haben auch die Versicherungen der Liebe keinen Werth mehr. Diese sind dann wie ein hohler Schall oder eine rauchlose Flamme.

So hatte ich denn gleich nach meiner Ankunft

in der Kaserne nichts Eiligeres zu thun, als die drei Briefe in ein Couvert zu schließen und das letztere an die Frau Gräfin Seckendorf, hochgeboren auf Seselitz in Mecklenburg zu adressiren. Ich warf den Brief in den nächstgelegenen Postkasten und begab mich auf mein Zimmer zurück, um den Rest des Tages mit der Lectüre einer musikalischen Zeitschrift zu verbringen.

Eben hatte ich es mir in dem alten Polstersessel bequem gemacht und die Blätter zur Hand genommen, als die Thür aufging und Lehfeld mit erhitztem Gesicht eintrat.

„Gut, daß ich Sie treffe, lieber College!“ redete er mich athemlos an. „Der Regiments-Adjutant hat bereits zwei Mal nach Ihnen gefragt. Ich habe die ganze Kaserne nach Ihnen durchsucht. Na — es ist nur gut, daß Sie endlich da sind.“

„Ich bin für heut Nachmittag dienstfrei,“ gab ich kaltblütig zur Antwort, „der Herr Regiments-Adjutant kann warten, bis es mir gefällig ist.“

Der wohlgeschulte Lehfeld sah mich ganz verdutzt an. „Ja, lieber College,“ nahm er endlich das Wort, „das ist ganz gut und schön, aber Sie müssen doch bedenken, daß Sie Soldat sind und gehorchen müssen, wenn Ihnen von einem Oberen etwas befohlen wird.“

„Der Herr Regiments-Adjutant hat mir bis jetzt noch nichts befohlen, er will mir erst etwas befehlen und um das auszuführen, mag er sich zu mir bemühen. Dann werde ich gehorchen!“

Lehfeld starrte mich ganz verblüfft an. Ich lachte ihn aus. Die Ueberzeugung, den Herrn Premierlieutenant in Händen zu halten, machte mich außerordentlich keck und zuversichtlich.

„Aber bedenken Sie doch, verehrter Herr College! der Graf hat mir befohlen, Sie zu ihm zu senden, und wenn Sie nun nicht gehen und er erfährt hinterher, daß Sie gleichwohl hier gewesen sind, so leert er das Füllhorn seines Zornes auf mein unschuldiges Haupt; denn unter keinen Umständen kommt er auf den Gedanken, daß ein so junger Hautboist wie Sie, sich seinem Befehle widersetzt.

„Sie haben Recht! nein! Sie sollen nicht darunter leiden. Ich werde hören, was der Herr Adjutant will!“

Ich schnallte das Koppel um, legte das Seitengewehr an, setzte die Dienstmütze auf und begab mich nach dem, dem Zimmer des Regiments-Adjutanten gegenüberliegenden Soldatenquartier. Zehn Riesen-Grenadiere in Drillichjacken, Taback qualmend und ihr Abendessen verzehrend, schnellten von

den hölzernen Schemeln empor und auf meine Frage nach dem Diener des Herrn Regiments-Adjutanten, löste sich der kleinste von der Gruppe ab, schritt mir voran zur Thür hinaus, und öffnete die Thür vis à vis mit den Worten:

„Herr Graf! ein Hautboist ist draußen, der zu Ihnen will!“

Schon vorher, ehe der Bursche mit dieser famosen Meldung zu seinem Herrn eingetreten war, hatte ich langgezogene schneidende Töne vernommen, die an das Geheul eines Hundes, an das Gewinsel des Schakals erinnerten. Jetzt verstummte das Getöne. Der Grenadier kam mit einem „möchten eintreten“ zurück und als ich nun über die Schwelle schritt, hatte ich Mühe, ein lautes Lachen zu verbeißen. Der Herr Lieutenant hatte ein Violoncell zwischen die dürren Beine geklemmt und suchte im Moment meines Eintretens ein Stakato zu forciren, indem er den Bogen in zitternder Bewegung über die Saiten springen ließ. Das klang gerade, als ob ein Pferd wieherte und ich hatte, wie gesagt, die äußerste Selbstbeherrschung nöthig, um ernst zu bleiben.

„Lebrence!“ rief der Offizier, indem er den Bogen wie einen Degen handhabte, „ich habe Sie rufen lassen, weil ich mich veranlaßt sehe, Ihnen

mein ernstes Mißfallen kund zu geben." Damit setzte er den Bogen an und ließ ein dumpfes Schrumm über die C=Saite rollen. „Es ist mir nämlich zu Ohren gekommen, daß Sie sich .... durchaus nicht .... bei den Musikaufführungen diejenige Mühe geben, welche wir von Ihnen zu erwarten berechtigt sind. Sie verlassen sich zu sehr auf Ihre Mitspieler. Das taugt den Teufel nicht. Denn wenn jeder so denken wollte, würde es mit unserer Regimentsmusik bald sehr schlecht bestellt sein."

Er hielt inne und füllte die Pause mit einem Stück chromatischer Tonleiter aus, was so entsetzlich klang, daß ich mir die Ohren zuhielt. Der Graf sah mich aufmerksam an, schüttelte den Kopf und sagte in dem gewohnten schleppenden Tone:

„Es scheint, ... als wenn Sie .... das Violoncello nicht liebten?"

„Das Violoncello ist ein herrliches Instrument, Herr Lieutenant! allein es verlangt eine gediegene Behandlung!" —

„Hm!" knurrte er, „so, so! Sie scheinen wirklich etwas davon zu verstehen!"

Er erhob sich nach diesen Worten und lehnte das Instrument in die Ecke. Dann kam er langsam auf mich zu und fuhr noch ernster fort:

„Sie werden sich also von jetzt ab die größte Mühe geben, daß ähnliche Klagen über Sie .... fortan nicht mehr laut werden, ... widrigenfalls ich .... mich veranlaßt sehen würde, ernstere Maßregeln zu ergreifen. Haben Sie mich verstanden?"

„Nein, Herr Lieutenant! im Geringsten nicht!"

Er stand wie vom Donner gerührt und starrte mich wie geistesabwesend an. „Herr!" donnerte er endlich, „sind Sie verrückt?"

„Bis jetzt hat der Herr Assistenzarzt Bartz ein derartiges Urtheil über mich noch nicht abgegeben, Herr Lieutenant!"

„Sie haben mich nicht verstanden?" brauste er auf. „Habe ich mich etwa nicht deutlich genug ausgedrückt? Ich habe gesagt: Sie sind ein Faullenzer!"

„Ja, Herr Lieutenant! auch diese Sprache bin ich nicht gewöhnt, und daher verstehe ich sie nicht."

„Ich werde Sie dem Regimentscommandeur melden; der wird Ihnen drei Tage bei Wasser und Brod zudictiren. Auf diese Weise werden meine Worte den gehörigen Nachdruck erhalten und Sie werden dann wissen, warum es sich handelt!"

„Vorerst, Herr Lieutenant, liegt mir daran zu

wissen, worauf Sie Ihre verletzenden Vorwürfe gründen!"

„Verletzende Vorwürfe gründen? Herr! thun Sie doch nicht, als ob Sie ein Pfarrkandidat wären, der das Wort Gottes predigt. Die Beweise liegen vor und das sei Ihnen genug!"

„Bitte gehorsamst um Entschuldigung, Herr Lieutenant. Das ist mir nicht genug. Ich muß vielmehr bitten, mir die Beweise bekannt zu geben, die da vorliegen!"

„Dazu bin ich nicht verpflichtet. Es ist mir von glaubwürdiger Seite Bericht über Sie erstattet worden und theilweise habe ich selbst beobachtet. Sie haben ganz andre Dinge im Kopf, als die Musik, alter Freund! Lassen Sie die unnützen Schwärmereien für hochgeborene Damen bei Seite und lernen Sie erst exerciren. Das ist's, was ich Ihnen hauptsächlich empfehlen wollte."

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Warum hatte ich nicht gleich daran gedacht? Der Herr Lieutenant war bei seinen gräflichen Verwandten zum Besuch gewesen. Natürlich hatte man ihm dort viel von einem gewissen Herrn Lebrence erzählt und er hatte die Bemerkung machen müssen, daß dieser junge Musiker ihm bei seiner Bewerbung um die schöne reiche Base ein

Wenig im Wege stand. Daher sein Groll, der mit beinahe fieberhafter Hast nach einem Anlaß suchte, sich geltend zu machen.

Vielleicht ging er darauf aus, mich zu verderben? Lehfeld hatte mir einige düstere Geschichten erzählt von alten bewährten Unteroffizieren, die man nach einer Dienstzeit von 11 Jahren 11 Monaten wegen geringen Versehens ohne Verleihung der Anstellungsberechtigung verabschiedet hatte. So ein Gardelieutenant oder Hauptmann ist in Friedenszeiten allmächtig, wo es sich um die Carriere eines armen Teufels handelt, aber ich war ja nicht auf das glänzende Elend des Soldaten- und Beamtenstandes angewiesen. Ich hatte meine Kunst und mein Talent und wenn auch die erstere mir das Füllhorn des Glückes versagen konnte, das letztere blieb mir der treue Eckart meiner Zukunft.

Sonach hatte ich nicht die kleinste Ursache zu irgend welcher Besorgniß, vielmehr konnte ich mich nur freuen, daß es meinem adligen Mitbewerber nicht gelungen war, mich aus der Gunst der heimlich Geliebten zu verdrängen.

In diesem Gedanken machte ich rasch kehrt und verließ das Zimmer des feindlich gesinnten Offiziers mit dem geheimen Wunsche, es nie wieder

betreten zu müssen. Kaum hatte sich die Thür hinter mir geschlossen, als das Violoncell wieder in Function trat. Diesmal klangen die Töne jedoch so grell und schneidend, daß es mich ordentlich durchschauerte und ich unwillkürlich an die Klagelaute der Verdammten denken mußte, von denen Dante in seiner „Hölle" erzählt.

Lehfeld phantasirte auf seiner Flöte, als ich wieder unser gemeinschaftliches Stübchen betrat. Er unterbrach sein Spiel, um mich über die Begegnung mit dem Vorgesetzten zu befragen. Ich erzählte ihm nur, daß dieser mich wegen Lässigkeit bei den Musikaufführungen zur Rede gestellt habe und der brave Kamerad gerieth darob fast außer sich. Er schwur, daß weder Merbach, noch sonst jemand aus dem Musikcorps mich hinter meinem Rücken angeschwärzt haben könne, da man mich allgemein für einen der tüchtigsten Musiker hielte, der, wenn er es wirklich einmal an sich kommen ließe, immer noch soviel leiste, als zwei Klarinettisten zusammen.

Ich war nunmehr vollständig darüber im Klaren, was ich von meinem Vorgesetzten zu halten hatte. Ohne gerade kleinliche Furcht vor seinen Machinationen zu empfinden, beschloß ich doch

auf meiner Hut zu sein, und wie nöthig dies war, bewies mir bereits der folgende Tag.

Es war punkt 12 Uhr, als unser Musikcorps auf dem Probeplatze stand, um die bei der Parade vorgeschriebene Musik auszuführen. Diese Function, zu welcher unser Corps jeden vierten Tag kommandirt wurde, gehörte zu meinen liebsten Dienstverrichtungen. Es war so angenehm, unter den blühenden schattenwerfenden Kastanien, von einer schaulustigen Menge umringt, angestaunt und bewundert von neugierigen Frauen- und soldatenliebenden Kinderaugen. Das Bild der ordens- und uniformgeschmückten Offiziere aller Truppengattungen und Nationen war ein so buntes und wechselvolles, daß ich stets mit einiger Sehnsucht dieser wichtigen Stunde entgegensah.

Wir standen im Kreise um Merbach her, welcher mit erhobenem Taktstock das Zeichen zum Beginn erwartete. Endlich nickte der du jour habende Adjutant. Der Taktstock sauste abwärts und die Ouvertüre zur Oper Stradella schmetterte im mächtigen Tongebrause über den Platz.

Kaum waren die letzten Töne verklungen, als einer der Adjutanten im raschen Laufe auf uns zukam mit den Worten: „Ist der Hautboist Lebrence hier?“

„Hautboist Lebrence!“ rief Merbach laut. Ich antwortete mit einem kräftigen „hier!“ und vernahm gleich darauf die Worte: „Der Herr Oberst will Sie sprechen!“ Mir ahnte nichts Gutes. Ich übergab jedoch mein Instrument einem Collegen und trat entschlossen vor den alten strengen Herrn mit dem wetterharten Antlitz und dem eisgrauen Schnauz- und Knebelbart hin.

„Hautboist Lebrence!“ begann dieser im unheimlich erhobenen Tone, „habe da etwas gehört, was mir mißfällt! sehr mißfällt! haben sich da gegen Ihren Vorgesetzten — Lieutenant Graf Seckendorf — ganz gegen alle militairische Disciplin benommen! alberne Redensarten und so weiter! liebe dergleichen nicht einmal an einem Offizier, geschweige denn an einem Hautboisten! bitte mir aus, daß das nicht zum zweiten Male passirt! Ihre militairische Haltung gefällt mir auch nicht. Mögen ein ganz guter Musiker sein, sind aber kein Soldat! sollen auf drei Tage in den Kahn gehen! genügen Ihnen drei Tage?“

Während dieser ganzen langen Strafpredigt hatte der alte Graubart unausgesetzt das Messingschloß auf meinem Leibgurt betrachtet. Erst bei der letzten Frage hob er blitzschnell das Haupt und starrte mich mit den funkelnden grauen Augen

so diabolisch an, daß ich alle Fassung verlor und nichts weiter als ein zaghaftes „vollkommen, Herr Oberst!“ hervorbringen konnte.

„Vollkommen! vollkommen!“ höhnte er, „das ist auch wieder so eine gewählte Redensart, die sich für einen Soldaten nicht paßt! Himmeltausend-donnerwetter! machen Sie lieber, daß Sie ein voll-kommener Soldat werden! das ist weit besser, als wenn Sie den Salonbauer nach außen kehren! eintreten!“

Ich „trat ein,“ indem ich mich mit der üb-lichen Vehemenz auf dem Absatz herumkehrte und auf den Kreis der Kameraden zumarschirte. Diese empfingen mich mit bedauernden Mienen. Man fragte mich theilnehmend nach der Ursache des regimentsväterlichen Zornes. Ich theilte in Kürze das Vorgefallene mit. Wohl fehlte es nicht an einigen schadenfrohen Gesichtern, allein der Kapell-meister schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Ihnen ist offenbar Unrecht geschehen,“ sagte er, indem er mich bei Seite nahm, „aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich keine Schuld daran habe. Ich habe Ihnen stets das beste Zeugniß ausgestellt, der Wahrheit gemäß; kann daher nur annehmen, daß sie sich auf irgend eine Weise mißliebig gemacht und sich die Feindschaft

des Adjutanten zugezogen haben! nehmen Sie sich also in Acht, wenn ich bitten darf!"

Das Gesicht des gräflichen Premierlieutenants strahlte förmlich im Triumphe, als er auf die Bataillonsadjutanten-Gruppe zuschoß mit den Worten:

„Regiments-Befehl.

Der Hautboist Lebrence der 1. Compagnie erhält 3 Tage Mittelarrest wegen vorschriftswidrigen Benehmens gegen einen Vorgesetzten."

Und die Bataillonsadjutanten schrieben den Befehl sorgfältig in ihre Brieftaschen, begaben sich dann zu den Feldwebelgruppen und wiederholten pflichtgemäß:

„Der Hautboist Lebrence erhält 3 Tage Mittelarrest wegen vorschriftswidrigen Benehmens gegen einen Vorgesetzten!"

Und die Feldwebel ließen die Unteroffizier-Corps und die Unteroffiziere die Korporalschaften antreten und jeder Korporal und jeder Feldwebel wiederholte langsam und eindringlich die regimentsväterlicheu Worte, als seien sie ein Evangelium, der Eingebung eines höheren Geistes entsprossen, und so geschah es, daß noch an demselben Nachmittage das ganze Regiment wußte, daß der Hautboist Lebrence auf drei Tage „in den Kahn" spazirte.

Innerlich empört ob der Ungerechtigkeit der Militairdespoten und von Herzen das Säbelregiment verwünschend, begab ich mich in mein Quartier, um mich zu der verhängnißvollen Reise vorzubereiten. Es mußte ja sein. Es gab vorher keine Möglichkeit zur Appellation gegen das Urtheil des Regiments-Commandeurs. Erst wenn dieses Urtheil gewissenhaft vollzogen war, konnte ich den Beschwerdeweg betreten.

Eine Stunde war seit meinem Eintreffen im Quartier verflossen, als der Korporal Riese im propperen Ordonanz-Anzuge zu mir eintrat.

„Mein alter Freund!“ begann er im traurigen Tone, „was in aller Welt haben Sie nur für einen dummen Streich gemacht? Sie sollen ja in den Kahn und mir liegt die traurige Pflicht ob, Sie hinzuführen! ach! daß ich so etwas erleben muß von einem meiner besten Schüler! oh weh! oh weh!“

Der biedere Korporal machte ein so kummervolles Antlitz, er sah mich mit so schwermüthigem Ausdruck an, daß ich unwillkürlich lachen mußte.

„Sie lachen noch obenein?“ fuhr er kopfschüttelnd fort, „Sie scheinen gar keine Ahnung von der bedeutungsschweren Periode zu haben, die da in Ihrer militairischen Carriere eintritt! wissen Sie,

was es heißt, zum ersten Mal in's Loch marschiren? das heißt, die ehrenwerthen Reihen der Kameraden verlassen und unter die Maladretten, unter die Schwerenöther, unter die Compagniescherwenzler gehen! eine Arreststrafe demoralisirt den Soldaten dermaßen, daß er an nichts anderes mehr denkt, als wie er wieder in's Loch hinein kommt! „Nun ist's ganz egal," sagt der maladrette Compagniescherwenzler, „Arrest hab' ich nun einmal gehabt und ob's nun 3 Tage sind oder 3 Wochen, das ist eine Wixe!" und so läßt er's an sich kommen, und spatzirt hinaus und hinein in den alten Taubenschlag, und reißt seine 3 und seine 6 Wochen stramen Arrest mit einer wahren Seelenfreude und schließlich wenn der Kerl zu Muttern geht, ist er mehr im Arrest gewesen, als in der Compagnie nnd die Prinzipale und Vorgesetzte aus dem Civilstande schütteln die Köpfe und sagen: „Was sollen wir mit dem Menschen anfangen? Der hat schon beim Militair nichts getaugt! laßt ihn laufen!"

„Nun, Riese! ich bin fertig! lassen Sie uns gehen!" unterbrach ich die Litanei des besorgten Exercirmeisters.

„Haben Sie auch Ihr Commisbrot eingepackt?" fragte er mit hochemporgezogenen Augenbrauen, „nehmen Sie's nur mit! da drinnen giebt's nicht viel!

Ich hatte allerdings mein Taschentuch auf dem Schemel ausgebreitet, allein es war nicht das grobe schwarze Soldatenbrod, welches ich hineinpackte, sondern die drei Stücke meiner Klarinette.

Sie, die alte Freundin, der ich bis jetzt alles Wohl und Weh meines Lebens verdankte, die schuld an meinem Liebesleid, wie an meiner bevorstehenden Gefangenschaft war, konnte und wollte ich nicht zurücklassen. Es war, als wenn eine innere Stimme mir sagte: „Nimm sie mit. Sie ist der Zauberstab, welcher Dir die Pforten des Glückes erschließen wird und was sie im Großen und Ganzen thut, wird sie auch im Einzelnen nicht unterlassen."

„Ja! — Klarinette ist der Stern meines Lebens. Ich will diesem Stern vertrauen in jeder Lage desselben!" flüsterte ich vor mich hin, als ich an Korporal Rieses Seite durch die Straßen der Residenz schritt.

Der Posten vor dem Arrestgebäude blinzelte uns mit schadenfrohem Lächeln nach, als wir in den dumpfigen Hausflur eintraten. „Ein junger Soldat muß Alles kennen lernen," sagte ich mir in diesem Augenblick und nahm die innere Einrichtung des Hauses mit einem Interesse in Augenschein, als hätte ich die Absicht, es anzukaufen und zu einem Wohnsitz für mich umzubauen.

Nicht lange dauerte es, so erschien denn auch der famose „Rattenkönig", den bereits Hackländer so ergötzlich geschildert und Winterfeld verewigt hat. Diesmal war der „Kahnkastellan" ein sehr würdig aussehender alter Knabe, der seine Uniform bis an den Hals zugeknöpft und die Mütze tief in die Stirn gerückt trug. Er sah mich mit seinen milden braunen Augen durchdringend an und sagte lächelnd:

„Aha! kommt mal auch einer von der Sorte? Na! kommen Sie nur! haben gewiß eine schwere Note falsch geblasen und sollen dafür nun drei Tage lang Ihre eigene Melodie brummen!"

Er nahm mit diesen Worten den Ueberweisungszettel aus der Hand des Korporals, warf einen Blick darauf und fuhr fort:

„Ja! 's ist richtig! volle drei Tage! na, der Mensch muß sich Alles versuchen. Kommen Sie nur dreist mit und fürchten Sie sich nicht. Es ist lange nicht so schrecklich, als es aussieht. Das Brod nehmen Sie nur mit hinein." Er trat dicht an mich heran und raunte mir die Worte in's Ohr:

„Wenn Sie Butter darauf haben wollen, die besorge ich Ihnen!"

Er öffnete eine Zelle. Ich trat ein. Die Thür schlug hinter mir zu und ich war allein.

Ich sah mich in dem engen Raume um. Die weißgetünchten Wände wiesen schriftliche Herzensergießungen der verschiedensten Art nach. In mehr oder weniger poetischer, oft recht drastisch-realer Weise gab sich hier der gefesselte Soldatengeist kund. Eine Stunde lang unterhielt ich mich mit der Lectüre dieser in rohe Verse gegossenen Arrest-Philosophie. Dann langweilte ich mich und ich nahm die Einrichtung der kleinen Zelle in Augenschein. An der Wand zog sich die Pritsche hin, breit genug, um bequem darauf zu liegen, aber hart, wie es Bretter vom Stamme der nordischen Tanne nur sein können. Daneben stand der sauber gescheuerte Steinkrug mit krystallhellem Wasser gefüllt. Ein rohgezimmerter Stiefelknecht war an die Diele genagelt. Wie eine bittere Ironie auf die nüchterne Einfachheit rings umher fehlte auch dieser Luxus-Artikel nicht.

Ich setzte meine Clarinette zusammen und präludirte. Wunderbar hell und schneidend klang es durch die beängstigende Stille. Ich hätte eine elegante Bravour-Arie aus irgend einer modernen Oper executiren können, aber in meiner humoristischen Stimmung schien es mir passend, das „Rattenloch“ in einer volksthümlichen Weise einzuweihen. Nach einigem Nachdenken fiel mir ein

Vers ein, den ich einige Male auf den Grenadierstuben gehört, dem ich jedoch nie eine besondere Bedeutung beigelegt hatte. Jetzt glaubte ich plötzlich zu verstehen, was die alten Tabakskehlen gemeint, wenn sie in corpore gebrüllt hatten:

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an Dein stilles Grab,
Undw eiche keinen Fingerbreit
Von den Kriegsartikeln ab!"

Und schnell brachte ich mein Instrument an die Lippen und blies so zart und seelenvoll, wie noch nie, die reizende Melodie aus Mozarts unsterblicher Zauberflöte. Ich war jedoch kaum mit der letzten Strophe zu Ende gekommen, als ein Pochen rechts und links an den Wänden, ein Gestampf über mir an der Decke, ein Klopfen unter mir mich belehrte, daß ich die benachbarten Arrestbrüder in ihren philosophischen Betrachtungen gestört hatte.

„Kamerad!" schlug eine Stimme wie aus weiter Ferne an mein Ohr, „Sie sind ja ein wahrer Zauberer mit Ihrer Zwitscherbüchse! können Sie nicht einen Polka-Mazurka zum Besten geben?"

Während ich mich noch zu orientiren suchte, ob die Stimme von oben herab oder von unten

herauftönte, klang es bereits im heiseren Tone durch die Bretterwand zu meiner Linken:

„Oller Junge! reiße mal enen Rheinländer runter, aber enen auß'n ff!“

„Einer nach dem andern, meine Herren!“ rief ich und spielte den beliebtesten Polka-Mazurka, welcher Karl Faust's tanzbeschwingter Feder entstammte. Augenblicklich setzten sich nicht weniger als vierzehn Infanteristenbeine in Bewegung. Gekreisch und Jubelrufe klangen dazwischen. Es war ein Höllenlärm in des Wortes verwegenster Bedeutung.

Der Polka-Mazurka war zu Ende. Ein munterer Rheinländer löste ihn ab. Dem Rheinländer folgte ein Walzer, dem Walzer eine Polka, der Polka ein Galopp. Immer entsetzlicher wurde das Gestampf um mich her. Die fidelen Arrestbrüder jauchzten in Tönen, denen man in keiner Weise die verschiedenen durchpritschten Nächte anhörte. Zuletzt wurde ich selbst von dem tollen Jubel angesteckt, sprang bald auf diesem, bald auf jenem Bein durch die Zelle, ohne mein Spiel im Geringsten zu unterbrechen.

Da öffnete sich plötzlich der Schieber in der Thür und das milde Gesicht des Rattenkönigs schaute mit fragendem Ausdruck auf mich nieder:

„Aber um Alles in der Welt, Freundchen! was machen Sie denn da?“

„Sie hören es ja,“ erwiderte ich kurz, „ich brumme meine eigene Melodie!“

Ein humoristischer Zug glitt über das Antlitz des Beamten. Der Schieber schloß sich jedoch gleich darauf und ich war wieder allein. Der Skandal begann von Neuem. Ich ließ alle Tänze, die in meiner Einnerung hafteten, durch den Raum sprudeln. Allmählig aber ermüdete ich. Ein peinigender Durst stellte sich ein. Ich that einen langen Zug aus dem Krug. Nun begann sich auch ein nagender Hunger fühlbar zu machen. Ein Wenig verstimmt setzte ich mich auf die Pritsche und legte mein Instrument neben mich.

Mehr und mehr senkte sich die Dämmerung in die kleine Zelle. Schatten huschten an den Wänden hin und die Gegenstände rings umher, hüllten sich allmählig in Dunkelheit. In den benachbarten Zellen dauerte der Jubel fort. Die aufgeregten Soldatengemüther waren nicht so leicht in Ruhe zu wiegen. Um so mehr bemächtigte sich ein Gefühl des Verdrusses meiner Seele. Warum vergaß man, mir die vorgeschriebene Arrestkost zu bringen, wenn ich denn doch nun einmal drei endlos lange Tage gefangen sitzen sollte? Schon

wollte ich mich erheben und durch heftiges Pochen an der Thür die mir zustehenden Rechte zu erzwingen suchen, als diese sich öffnete und eine weiße Gestalt auf der Schwelle sichtbar wurde.

Ein phantastischer Anblick inmitten dieses öden Gemaches. Das schneeweiße Gewand leuchtete hell durch das graue Halbdunkel. Die schwarzen Augen strahlten mich an, wie blitzende Sterne. War es eine leichtbeschwingte Fee, die mich zu erlösen kam aus der unwürdigen Haft? War es ein Engel, der mich trösten wollte in meiner wenig beneidenswerthen Lage? Ich war in meiner zugleich gedrückten und erregten Stimmung nur zu geneigt, an übernatürliche Erscheinungen zu glauben. Erst als eine weiche seelenvolle Mädchenstimme an mein Ohr schlug, kehrte mein Geist zur Wirklichkeit zurück.

„Herr Lebrence!" flüsterte die Gestalt. „Wir haben Sie so schön die Klarinette spielen gehört und wollten Sie bitten, ein Bischen zu uns herüber zu kommen und Musik zu machen. Der Papa will zwar nichts davon wissen und er braucht auch nichts zu wissen. Ich habe Ihnen Papa's Schlafrock mitgebracht. Wenn Sie den anziehen, dann sind Sie nicht mehr Arrestant, sondern unser Gast! wollen Sie?"

„Ei, sehen Sie doch, meine Kleine! also ein

Schlafrock hätte die Zauberkraft, einen Militair-Arrestanten in einen anständigen Gesellschafter zu verwandeln? Wer sind Sie denn eigentlich, meine Kleine?"

„Ich bin ja Arrestkastellans Tochter," rief die Kleine, „ich heiße Albertine und wir haben heut gerade Kindtaufe. Der Bruder spielt Klavier und wenn Sie nun so gut sein wollten, auf der Klarinette zu blasen, so könnte er Sie begleiten!"

Gegen diesen Vorschlag ließ sich eigentlich nichts einwenden. Es war immerhin noch besser, in einer anständigen Gesellschaft, mit der Aussicht auf ein solides Abendessen zu musiciren, als hier in der ungemüthlichen Zelle vor einem unbekannten Auditorium. Dennoch zögerte ich mit der Antwort.

„Kann ich draußen warten?" fragte die Kleine.

„Aber, Fräulein Albertine! bedenken sie doch, ich kann doch unmöglich in einem Schlafrock vor honetten Leuten erscheinen!" wandte ich ein. „Wenn ich mich nun schon bereit zeigte, Ihnen den Willen zu thun, aber die Uniform müßten Sie mir doch bewilligen."

„Aber ich sagte Ihnen ja schon, der Vater will von der Uniform nichts wissen, weil er sich den Rücken freihalten will. Es darf ja doch eigentlich nicht sein!" fügte sie im dringenden Tone hinzu.

„Wenn's heraus käme, so wäre das sehr schlimm. Papa meint nun, wenn Ihre Uniform hier im Arrest bliebe, so wäre Alles in Ordnung, denn was sein Schlafrock machte, ginge keinem etwas an!"

„I, das ist ja ganz allerliebst ausgeklügelt!" rief ich und suchte vergebens meine Lachlust zu bekämpfen.

„Ja!" versicherte die Kleine naiv, „auf die Weise meinte er's. Das Kleid macht Alles. Nun?"

„Ich will doch lieber das mir bestimmte Geschick in meiner Uniform tragen, als ein milderes Loos durch einen Schlafrock empfangen, mein Fräulein!" erwiderte ich im ernsten Tone. „Sagen Sie das Ihrem Herrn Papa und ich ließe gleichzeitig um die übliche Arrestantenmahlzeit zur Nacht bitten."

Das Mädchen sah mich eine Secunde lang halb verdutzt, halb wehmüthig an. Dann schritt sie langsam mit gesenktem Haupte hinaus.

Ein Anflug von Reue überkam mich. Ich hatte dem Kinde wehe gethan, das sich freimüthig und vertrauungsvoll mir genähert. Allein nach einigem Nachdenken gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß ich beim besten Willen nicht anders handeln konnte. In einem Schlafrock — die Klarinette unter dem Arm — in einem erleuchteten Gesellschafissalon treten und sei dieser Salon noch

so spießbürgerlich .... mußte ich nicht glauben, die Gesellschaft hätte sich mit der niedlichen Albertine einen Scherz erlaubt, harrte nun der Dinge, die da kommen sollten und würde nicht verfehlen, in ein unbändiges Gelächter auszubrechen, sobald Albertine mit dem doppelt gefangenen Apollo eintrat?

Der weiteren Gedanken hierüber wurde ich indessen bald enthoben. Die Thür ging abermals auf und diesmal war es der Rattenkönig in höchsteigener Person:

„Mein lieber Herr Musikmeister!“ redete er mich ohne Weiteres an, „ich muß schon selber kommen, um Ihnen zu sagen, daß die Arrestantenmahlzeit zur Nacht für Sie bereit steht, auf meinem Tische nämlich, an welchem ein Platz für Sie reservirt ist. Die Mädels lassen mir einmal keine Ruhe. Auf meinen Plan mit dem Schlafrock sind Sie nicht eingegangen. Er war ganz gut! ... auf Ehre! na ... Sie haben Ihre eigenen Ansichten. Wenn Sie erst so lange gedient haben werden, wie ich, werden Sie auch in den Kriegsartikeln einige Löcher entdecken, durch welche man ungesehen hindurchschlüpfen kann. Nichts davon!... kommen Sie also, wie Sie da sind und bringen Sie Ihre Mitgefangene mit!

weiß der Kukuk, wo Sie das Ding beherbergt haben, daß es meiner Spürnase entgangen ist! na — kommen Sie nur! Musik müssen wir haben. Die Frauensleute würden in einem halben Jahre kein vernünftiges Wort mit mir sprechen, verdürbe ich Ihnen den Spaß."

Er schritt voran und ich folgte, im Innern nicht unzufrieden darüber, daß die Sache diese Wendung genommen. Wir schritten über den stillen von Oellampen matterhellten Corridor. Mein Begleiter öffnete eine Thür. Heller Lichtglanz flog uns entgegen. Wir traten in ein sauber aufgeräumtes Zimmer. An der langen blendend weiß gedeckten Tafel saßen die Vettern und Basen, mit wenigen Ausnahmen noch jung an Jahren und tranken Punsch, den sie aus der zierlichen Terrine schöpften nnd speisten Brodschnitte mit Schinken, Eiern und kaltem Braten. Wir wurden mit lebhaftem Jubel empfangen. Ich erhielt den Platz zur Rechten der hübschen Albertine, auf deren Antlitz ein strahlendes Lächeln lag. Man schob mir sofort das größte bis an den Rand gefüllte Glas zu und die Tochter des Hauses nöthigte mich in der liebenswürdigsten Weise zum Zulangen. Die Gemüther waren bereits im ersten Stadium der Erhitzung. Scherzreden und Neckereien flogen

wie scharfe Pfeile hin und her. Die Hausfrau, eine kleine rundliche Figur von ungemeiner Beweglichkeit, konnte vor Lachen schier nicht zu Worte kommen. Sie beugte sich über die Wiege und nahm den schreienden Täufling heraus. Der kleine dralle Bube wurde sofort still, als er in die hellen Lichter schaute. Die Mutter reichte mir den saubern Frischling über den Tisch. Er ließ sich ruhig von mir auf den Arm nehmen und ein helles Lächeln flog über die weichen kindlichen Züge hin. Mit Wohlgefallen schaute das Oberhaupt der Familie auf die Gruppe.

„Sehen Sie?" redete Albertine mich an. „Der Hans hat Sie gern. Er geht sonst zu keinem Fremden, aber Sie müssen so etwas im Gesicht haben, was ihm gefällt. Und so scheint mir es auch. Sie sehen so gutmüthig und aufrichtig aus. Man kann Zutrauen zu Ihnen fassen, ohne daß man Sie kennt."

„Ja, das ist wahr," bestätigte Mally, die jüngere Schwester und wurde über und über roth, als ich sie gleich darauf, wie um die Wahrheit ihrer Worte zu erproben, scharf in's Auge faßte. Auffallend, beinahe unverständlich war mir der lange halb forschende, halb zürnende Blick, welchen Albertine auf die Schwester heftete.

Die jungen Herren aber witzelten und schwatzten so laut, die übrigen Damen hatten so viel zu lachen, daß niemand sonst auf diese kleine Episode achtete. Als endlich die Tafel aufgehoben wurde, war die Tanzlust bereits so vorherrschend in allen diesen jugendlichen lebensfrohen Gemüthern, daß im Umsehen Tische und Stühle bei Seite geräumt waren und die Paare sich formirt hatten.

Vor dem Piano saß ein langhaariger blonder Jüngling, dessen Gesichtszüge die Blutsverwandtschaft mit Albertine und Mally unverkennbar ausdrückten. Er schlug einige Akkorde an, die von der Gesellschaft mit lebhaftem Beifallssturm begrüßt wurden. Ich intonirte einen beliebten Walzer von Strauß! Der Hausvater schlang seine Rechte um die volle Taille seiner wackeren Ehehälfte und der Tanz begann. Bunt durcheinander wirbelten die Paare. Die Lust des Tanzes, das Vergnügen, auf so billige Weise zu einer Ballfeier gekommen zu sein, lag auf allen Gesichtern ausgeprägt. Staubwolken wirbelten empor. Der Tabaksqualm legte sich in dichten Massen um die Lichter und durch den grauen Nebel schimmerten die weißen wallenden Kleider der Damen, flammten die glühenden Gesichter, tönten die Fußtritte und Jubelrufe der jungen Männer. Klavier und

Klarinette arbeiteten mit heldenmäßiger Bravour. Man erkannte es an. Limonade und Erfrischungen wurden uns in den Pausen gespendet und die Tänzerinnen ließen es an ermunterndem Zuspruch nicht fehlen. Albertine kam sogar einmal auf mich zu mit der Frage, ob es mir nicht auch convenire, ein Tänzchen mitzumachen. Ich lehnte unter dem Vorwande ab, daß ich dem schwächlichen Piano unmöglich zumuthen könne, die Pflichten der Musikausübung allein zu tragen, was sie nur wiederstrebend gelten lassen wollte.

Mitternacht war bereits vorüber, als man den Tanz einstellte und die Gäste sich zum Aufbruch rüsteten. Unter dem stürmischen Abschiednehmen, den Danksagungen und Versicherungen, daß man sich ausgezeichnet amüsirt, nahm ich mein Instrument und wollte mich heimlich auf meine Zelle schleichen, als der Gastgeber auf mich zutrat und die Hand auf meine Schulter legend sagte:

„Wohin, mein Freund, wenn ich fragen darf?"

„Nun, wohin anders als auf die Pritsche?" fragte ich zurück, „glauben Sie, daß ich nicht ermüdet bin?"

„Im Gegentheil glaube ich, daß Sie sich vor Erschöpfung kaum auf den Beinen halten können. Zur Wiedererlangung Ihrer Kräfte ist

jedoch eine Pritsche nicht ausreichend. Sie gestatten mir wohl, Ihnen ein besseres Logis anzuweisen. Albertine!"

„Hier, Papa!" klang es und in demselben Augenblick kam das anmuthige Mädchen mit einem Lichte in der Hand auf uns zu.

„Haben Sie die Güte, mir zu folgen, Herr Lebrence!" wandte sie sich im Tone holder Freundlichkeit an mich. „Wer gearbeitet hat, muß auch ruhen!"

Ich sah mich, ehe ich noch recht wußte, wie es zugegangen, in einem sauberen luftigen Stübchen. Ein weißbezogenes Bett winkte zur süßen Ruhe. Albertine stellte das Licht auf den Tisch neben dem Bette, dankte mir noch einmal für das ihrer Familie bereitete Vergnügen und empfahl sich, nachdem sie mir gute Nacht gewünscht hatte.

So hatte die Affaire denn einen recht günstigen Verlauf genommen. Statt der harten Pritsche erwartete mich ein weiches Daunenbett. An Stelle der düsteren Betrachtungen in dem öden Kerker hatte ich den Einblick in ein gemüthliches behagliches Familienleben gehabt. Ich säumte nicht, mich der Ruhe in diesem friedlichen Asyl hinzugeben. Dem guten Gewissen — so sagte ich mir — ziemte das sanfte Ruhekissen und in dem Bewußt-

sein, daß ich nichts Unrechtes gethan, schloß ich die Augen und erwachte am Morgen neu gestärkt zu neuer Ruhe.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß die drei mal 24 Stunden in der wackeren Kastellans-Familie mir wie eben so viele Stunden verschwanden und als ich mich am dritten Tage verabschiedete und mich sämmtliche Familienglieder baten, recht bald wieder einmal zum Besuche in das gefürchtete Rattennest einzukehren, da nahm ich die Ueberzeugung mit mir, daß dies keine Phrase war.

Ich meldete mich der militairischen Vorschrift gemäß bei meinem Vorgesetzten als aus dem Arrest entlassen. Noch heute seh' ich das diabolische Lächeln in den grimmigen Zügen des bärbeißigen Regimentskommandeurs, als ich ihm auf seine Frage, wie es mir gefallen, der Wahrheit gemäß versicherte, daß der Aufenthalt im Mittelarrest durchaus nicht so übel sei, als man ihn darzustellen sich bemühe.

„Nun ich hoffe, Sie wollen mit diesen Worten nicht die Sehnsucht ausdrücken, bald wieder dort Quartier zu nehmen!" rief er mit hoch emporgezogenen Augenbrauen. „Treten Sie ein!"

Ich hätte dem alten Herrn noch gern gesagt, daß ich von jeher gewöhnt sei, mich in die Ver-

hältnisse zu finden, allein es hatte auch sein Gutes, daß ich schwieg. Ich war Soldat und durfte als solcher nicht mehr Worte machen, als unumgänglich nothwendig waren.

Ich nahm meine dienstlichen Funktionen mit ungeschwächtem Eifer wieder auf. Die Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten, mit welchen der große Souverain aus dem Osten empfangen werden sollte, nahmen unsere ganze Zeit in Anspruch. Auf den Montirungskammern und den Kasernenstuben herrschte eine außerordentliche Thätigkeit. Grenadire und Füsilire fuhren im heiligen Eifer mit dem Bierpfropfen über die Patronentaschen und das schwarze Lederzeug oder sie betuschten die weißen Leibriemen mit aufgelöstem Thon. Ganze Ballen von funkelnagelneuen Uniformstücken wurden über den Kasernenhof geschleppt, überall wurde gebürstet und lackirt, um das militairische Schaugepräng so glänzend und anziehend als möglich zu machen. Wir hatten täglich stundenlang Musikproben, denn selbstverständlich sollte auch die Kunst in ihrer höchsten Vollendung glänzen.

Am Abend vor dem zu der großen Parade bestimmten Tage saß ich auf meinem Zimmer und unterzog die von meinem Burschen in Stand gesetzten Montirungsstücke einer angelegentlichen Re-

vision. Ich war so eben dabei, den Waffenrock anzuprobiren, der mir ein Wenig zu weit schien, als ein Grenadir der Korporalschaft, welcher ich zugetheilt war, mit einem Briefe in der Hand zu mir eintrat.

Er übergab mir das Schreiben mit einem zweideutigen Lächeln. Die Schriftzüge verriethen die Hand einer Dame. Ich sah es auf den ersten Blick und konnte mich einer gewissen Beklemmung nicht erwehren. Hastig riß ich den Umschlag auf. Der Brief war von Cornelia.

„Mein theurer Freund!“ schrieb sie leichthin, „Sie haben Ihr Versprechen, mir die Ehre Ihres Besuches zu Theil werden zu lassen, bis jetzt nicht gehalten. Das ist sehr unrecht von Ihnen und ich könnte mich beinahe veranlaßt finden, Ihnen zu zürnen. Sie halten die Beweise meiner Zuneigung in Händen, irren sich jedoch entschieden, wenn Sie glauben, ich habe Ihnen dieselben so ohne Weiteres, ohne jede Hoffnung auf Revanche überlassen. Ich sehe deßhalb Ihrem sofortigen Besuche entgegen und bemerke, daß ich dabei lediglich eine offene vernünftige Aussprache im Auge habe. Ich erwarte Sie daher mit Bestimmtheit, um so mehr, als ich weiß, daß dienstliche Funktionen Sie heute nicht mehr in Anspruch nehmen. Sollten

Sie auch jetzt meinem Wunsche nicht nachkommen, würde ich mich genöthigt sehen, dieses offene Zwiegespräch mit Ihrem Herrn Vorgesetzten, dem Premierlieutenant, Grafen von Seckendorf zu halten, einmal, um ihn vor der Gefahr zu warnen, welche ihm, wie ich dann annehmen müßte, durch Sie drohen könnte, für's zweite aber, weil ich mir einen von Ihnen Beiden zum Freunde erhalten will. Mit Achtung und Ergebenheit

Ihre Cornelia."

Das war zu deutlich gesprochen, um mißverstanden zu werden. Ich hatte keineswegs Lust, die Rachsucht der Sirene herauszufordern. Ihr Wesen schien mir, soweit ich es bis jetzt kennen gelernt, zu jeder Ausschreitung fähig. War es nicht möglich, daß Sie dem Grafen eingestand, mir die Briefe auf mein stürmisches Ansuchen ausgehändigt zu haben? Was es hieß, den militairischen Vorgesetzten erregt zu haben, hatte ich bereits lebhaft genug empfunden, um es auf einen zweiten Versuch ankommen zu lassen. Mit der in Aussicht gestellten offenen Aussprache ließ sich wohl Alles in's alte Geleis zurückführen und so war es am Besten, ich ging.

Da das Regiment am folgenden Morgen bereits um sechs Uhr zum Abmarsch nach dem Parade-

platze bereit stehen sollte, legte ich meine sämmtlichen Montirungsstücke zurecht und begab mich sodann zum zweiten Male nach der Behausung derjenigen, deren Bestimmung es schien, meinen Lebensweg auf so eigenthümliche Weise zu durchkreuzen.

Es dunkelte bereits, als ich in der Wohnung der Schauspielerin eintraf. Ich sah auf den ersten Blick, daß ich erwartet wurde. Cornelia saß in einem lang herabfließenden Cachemirkleide auf dem Sopha. Sie erhob sich sofort bei meinem Eintritt und trat mir mit dem gewohnten siegsgewissen Lächeln entgegen.

„Es freut mich, daß Sie kommen, mein Freund! bitte, nehmen Sie gefälligst Platz! Sie haben doch Zeit?"

„Sofern es sich um die offene vernünftige Aussprache handelt, mein Fräulein, so lange Sie wollen!"

„Um nichts anderes und um in würdiger Weise zu beginnen, beantworten Sie mir offen eine offene Frage. Was haben Sie mit den Briefen des Grafen von Seckendorf gemacht?"

Sie sah mich bei diesen Worten durchdringend an. Es war mir in dem Augenblick, als ziehe es wie ein dunkler Schatten über meine Seele

hin; ich hatte das deprimirende Gefühl, nicht ganz correct gehandelt zu haben.

„Mein Fräulein! die Briefe befinden sich in guten Händen!“ erwiderte ich nach kurzer Pause.

„Sie können sich nur in dem Falle in guten Händen befinden, wenn Sie in den ihrigen sind.“

„Nun ja!“ versicherte ich kleinlaut, „das sind sie auch.“

„Wohlan, so geben Sie mir dieselben zurück!“

„Aber das braucht doch nicht gleich zu sein? Sie begreifen doch, daß ich die Briefe nicht wie Silbermünze bei mir trage?“

„Es begreift sich nichts leichter, als dies. Ich erlaube mir deshalb, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Sie schreiben einige Zeilen an Ihren Quartiergenossen, des Inhalts, daß er dem Ueberbringer dieser Zeilen die Papiere übergeben solle, welche sich da und dort befänden. Sind dieselben unter Verschluß, so geben Sie einfach den Schlüssel mit. Dieser Bote wird niemand anders, als ein zuverlässiger Dienstmann sein, welcher in der Nähe wohnt und schon manchen Auftrag zu meiner Zufriedenheit durchgeführt hat. Dort auf dem Schreibtisch liegt Papier und Feder. Bitte, schreiben Sie!“

Die Situation war eine verzweifelte. In meinem arglosen der Wahrheit zugeneigten Gemüthe

wollte sich kein Plan bilden, der mir einen Ausweg verhieß. Und die Schauspielerin bestand auf ihrem Kopf. Ich sah es an der finsteren Entschlossenheit ihrer Züge, an dem drohenden Funkeln ihrer Augen, an der kühlen, vornehmen Zurückhaltung ihres Wesens.

„Gedulden Sie sich wenige Tage mein Fräulein!“ bat ich in so ruhigem Tone als möglich. „Sie sollen befriedigt werden, allein für den Augenblick ist es unmöglich. Es ist niemand auf meinem Zimmer anwesend, das letztere verschlossen. Morgen ist große Parade vor dem Kaiser von Rußland. Wer hätte nicht noch Vorbereitungen für einen so wichtigen Tag zu treffen?“

„Ich bin weit entfernt, Sie zurückzuhalten. Sie mögen gehen, aber Meister Schulz wird mit Ihnen gehen und Sie nicht verlassen, bevor Sie ihm die Briefe ausgehändigt haben!“

Mir wurde seltsam unheimlich zu Muth. Was war denn in aller Welt vorgefallen, daß die sonst so leichtfertige alles leicht nehmende Koquette so energisch und entschieden auftrat? Ich besann mich kurz und faßte einen raschen Entschluß.

„Mein Fräulein!“ erwiderte ich im festen und bestimmten Tone, „auch diese Maßregel wird Sie nicht in den Besitz der gewünschten Briefe

setzen. Ich will offen gegen Sie sein. Ich habe die Briefe nicht mehr. Ich habe sie verbrannt, weil ihr Inhalt mir in mehr als einer Beziehung mißfiel. Hätte ich jedoch gewußt, daß Ihnen dieselben so sehr am Herzen liegen, so zwar, daß Sie darum ein ohnehin geplagtes Menschenkind aus seiner wohlverdienten Ruhe aufstören und zu einer mehrstündigen Wanderung veranlassen würden, dann freilich —"

„Ah!" unterbrach sie mich mit einem tückischen Lächeln, „Sie haben die Briefe verbrannt. Nun, das hätten Sie ja gleich sagen können! wozu alle diese Umschweife?"

„Ich konnte und wollte es Ihnen nicht gerade heraussagen, daß ich Gegenstände, die in Ihren Händen geruht, mit so wenig Galanterie behandelt hätte."

„Sprechen wir nicht mehr davon! verleben wir den Rest des Abends in harmonischer Gemüthlichkeit. Hoffentlich erzeigen Sie mir die Ehre, eine Tasse Thee mit mir zu trinken?"

Ich sagte froh aufathmend mit wenigen Worten zu. Cornelia zündete die Flamme unter dem blanken Messingkessel an und war nun wieder ganz wie sonst. Vielleicht hätte ich mich durch ihre freundlichen herzlichen Worte allmählig

erwärmen lassen, wäre der kalte lauernde Zug in ihrem Auge nicht gewesen, der mich zur Aufmerksamkeit gemahnt hätte.

"Nichts destoweniger antwortete ich ihr ausführlich auf alle Fragen, die sich hauptsächlich um meine militairischen Verhältnisse und meine Aussichten für die Zukunft drehten. Sie mischte mir den Thee und überließ mir nur die Bestimmung der Rumquantität. Ich leerte zwei Tassen. Meine Stimmung wurde allmählig erregter, und während es sich vor meine Augen wie ein feiner durchsichtiger Schleier legte, glaubte ich wahrzunehmen, daß Cornelia trotz ihrer vor Kurzem kundgegebenen Unliebenswürdigkeit immer noch hübsch und begehrenswerth genug sei, um die Mußestunden eines jungen Mannes von Gemüth und Phantasie auszufüllen. Ihre Blicke und Worte schienen mich in dieser Annahme zu bestärken. Ich rückte ihr unwillkürlich näher. Sie sah mir mit einem langen anscheinend glühenden Blicke in die Augen, ergriff meine Hand und sagte:

„Nicht wahr, mein lieber junger Freund? So eine Persönlichkeit aus den höheren Ständen besitzt doch für uns Künstlernaturen eine ungleich bedeutendere Anziehungskraft, als die bürgerliche und bäuerliche Schöne!"

„Wie meinen Sie das, Fräulein Cornelia?“

„Genau so, wie ich es sage. Wir Beide sind Künstlernaturen und haben doch Beide eine gewisse Vorliebe für die Aristokratie. Sie z. B. schwärmen für eine Gräfin, ich für einen Grafen.“

Ich suchte vergeblich meine Gedanken zu ordnen, um auf die Bemerkung der Circe eine passende Antwort zu geben. Eine bleierne Schwere hatte sich auf meine Augenlider gesenkt. Es war mir, als müsse ich nothwendig dem erschöpften Körper eine kurze Rast gewähren. Mein Kopf sank auf die Brust. Noch einmal suchte ich den Anfall von schwerer Müdigkeit zu bekämpfen, der mich niederzuwerfen drohte, vergeblich! ich hörte noch die Worte: „Da sollten wir also ein um so innigeres Freundschaftsbündniß schließen!“ welchen Worten ein schallendes Hohngelächter folgte. Dann war es still. Was weiter mit mir geschah, weiß ich nicht. — —

Wohl aber nahm ich sofort beim Erwachen wahr, daß ich lange geschlafen haben mußte. Es war heller Tag. Die Sonne stand hoch am Himmel. Ich sah mich allein im Zimmer, das noch die Spuren des gestrigen Theeabends trug. Langsam kehrte die Erinnerung zurück und plötzlich hatte ich das Gefühl, als schütte jemand einen Eimer kaltes Wasser

über mich aus. Die Parade, die unglückselige Parade fiel mir ein, die sicher längst begonnen hatte.

Wie geistesabwesend starrte ich zum Fenster hinaus. Es war mir unmöglich, einen vernünftigen Gedanken zu fassen, oder zu einem Entschlusse zu kommen. Was hätte es auch geholfen? Bis ich die Kaserne erreichte, mich umkleidete und auf dem Paradeplatze eintraf, war Alles längst vorbei, war sogar meine Strafe schon dictirt, mein Name mit Schmach und Schande überhäuft.

Es war wohl am Besten, wenn ich mich ruhig zum abermaligen Gange nach dem Militairarrest vorbereitete. Der Gedanke an die biedere Kastellansfamilie fiel mir freilich schwer genug auf's Herz. Wie sollte ich mein erneutes Erscheinen entschuldigen? Dies Mal war die Strafe verdient.

Aber wo war die Urheberin meiner peinlichen Situation? Ich versuchte die Thür zu öffnen. Sie war verschlossen. Ebenso erging es mir mit der Ausgangsthür. Auf mein lautes Pochen öffnete mir Cornelias Kammermädchen. Sie sah mich mit ironischem Lächeln an und sagte knixend:

„Guten Morgen, Herr Lebrence! Sie haben gewiß die Zeit verschlafen? Nun, es hat ja wohl nichts auf sich. Hoffentlich haben Sie gut geruht?"

„Nur zu gut. Wo ist Fräulein Cornelia?"

„Bereits seit heute früh 6 Uhr nach dem großen Exercirplatze gefahren, wo die große Parade stattfindet."

„Grüßen Sie das Fräulein von mir, sobald sie zurückkehrt und sagen Sie ihr, es solle mich freuen, wenn sie sich gut unterhalten hätte."

„Schön, Herr Lebrence! aber da fällt mir ein, meine Herrin hat einen Brief für Sie zurückgelassen."

„Gut! geben Sie her!"

Die Kleine verschwand und kehrte nach wenigen Minuten mit einem mit meiner Adresse versehenen Briefe zurück. Ich löste das Siegel und las zu meinem Erstaunen Folgendes:

„Mein lieber Freund!

Ich bedauere, daß Sie nunmehr für 7 Tage Mittelarrest reif sind. Der Herr Graf, als er mich heute früh in seinem Phaëthon abholte, meinte sogar, es könnten 5 Tage strenger Arrest daraus werden. Auf meine Fürsprache jedoch ließ er es bei dem ersteren Urtheilsspruche bewenden. Sie wissen wohl nicht, daß der Herr Graf Seckendorf Sie heut früh schon besucht und sich über Ihren gesunden Schlaf gefreut hat? Sie können es allerdings nicht wissen, denn Sie träumten inzwischen von den Irrfahrten eines wandernden Musikanten,

die Sie wohl bald wieder werden antreten können. Man wird nämlich die Kapitulation mit Ihnen nicht erneuern und Ihrem Ausscheiden aus dem Corps zum 1. October steht nichts entgegen. Jedes Unrecht straft sich selber, so auch hier. Hätten Sie die Briefe nicht von mir gefordert, oder hätten Sie — was ich auch bestimmt von Ihnen erwartete, — von denselben wenigstens keinen Gebrauch gemacht, so hätten Sie nicht nöthig, sich zum zweiten Male einer schimpflichen Buße zu unterziehen. Ihr Weg läge klar und geebnet vor Ihnen und Sie dürften nach wie vor Freundin nennen

Ihre Cornelia."

Das Complott lag klar zu Tage. Die Circe hatte mit dem Grafen im Einverständniß gehandelt.

Langsam schritt ich der Stadt entgegen. In den Straßen herrschte eine beklemmende Stille. Die wenigen Leute, welche mir begegneten, sahen mich neugierig an. Ich glaubte, in jedem Antlitz die brennende Frage zu lesen: Warum ist der nicht bei der Parade? Es war ein heißer Tag. Erschöpft langte ich endlich in meinem Quartier an.

Die Kaserne war wie ausgestorben. Es war mir unheimlich zu Muthe, als ich über den finsteren schweigenden Corridor schritt. Ich öffnete die Thür meines Zimmers. Meine Sachen lagen genau so,

wie ich sie verlassen hatte. Ein auf dem Tische liegender Zettel fiel mir in die Augen. Ich erkannte die Handschrift meines Stubengenossen und las die Worte:

„Ich habe Sie gestern Abend als im Quartier befindlich gemeldet. Richten Sie Ihre Aussagen vor dem Auditeur so ein, daß ich nicht mit hinein gezogen werde. Es wäre das ein schlechter Lohn für meinen Freundschaftsdienst.

Seufzend zerriß ich das Papier. Es war nicht blos meine Bestimmung, zu leiden, sondern auch die mir nahe stehenden Personen in peinliche Verlegenheiten zu bringen. Was war nun zu thun? Welchen Grund sollte ich angeben, um die unangenehme Episode zu verdecken, oder zum mindesten so wenig als möglich auffällig zu machen? Wohl eine Stunde lang mühte ich mich ab, einen geeigneten Plan zu ersinnen. Nichts passendes wollte mir einfallen. Ich mußte das Fatum über meinem Haupte zusammenbrechen lassen. Ich konnte und durfte nicht mit einer Lüge vor das strenge Forum eines Militairgerichts treten. Der Regiments-Adjutant, welchem unter allen Umständen mehr geglaubt wurde, als mir, hielt gewissermaßen mein Schicksal in der Hand.

Der dumpfe Klang von Pauken und Trom-

meln schlug an meine Ohren. Musik klang dazwischen. Jetzt wußte ich, daß das Regiment im Einmarsch begriffen war. Nun unterschied ich auch die Melodie. Die gewaltigen Klänge brachen sich einen Augenblick im erschütternden Widerhall an den mächtigen Steinwölbungen des Hauptflurs. Dann strömten sie im freien Wogensturm über den Kasernenhof. Ich eilte an's Fenster. Ich sah die Kameraden in drei Reihen hinter einander aufgestellt und die glänzenden Paradesoldaten in schnurgeraden Sektionskolonnen vorbeidefiliren.

Auf seinem kräftigen schwarzen Rosse hielt der Regiments-Commandeur, umgeben von den Hauptleuten und übrigen Stabsoffizieren des Regiments. Ich sah, wie er mit dem Regiments-Adjutanten angelegentlich discutirte. Sollte es mich betreffen? Handelte es sich bereits um die Commandirung des Standgerichts? Es war mir, als richte der Graf einen triumphirenden Blick nach meinem Fenster empor, allein ich konnte mich auch täuschen. Die Unterredung mochte dienstliche Angelegenheiten von größerer Wichtigkeit betreffen. Was sollte jedoch in diesem Moment wichtiger sein, als die Bestrafung eines Hautboisten, der bei der Parade vor dem Kaiser von Rußland gefehlt hatte?

Ich dachte einen Augenblick daran, in den

Kasernenhof hinunter zu eilen und durch ein reumüthiges Geständniß den Zorn des Obristen einigermaßen zu entwaffnen. Was hätte es indessen genützt? Gnade hatte ich nicht zu erwarten. Ich mußte dem Schicksal seinen Lauf lassen.

Ich sah, wie die Compagnien nach ihren Apellplätzen abschwenkten und die Korperalschaften auseinander gezogen wurden. Die Leute vertheilten sich in die Portale. Ich hörte den dumpfen Schall der Fußtritte auf Treppe und Corridor, hörte Stimmen und Gelächter und plötzlich wurde die Thür meines Zimmers ungestüm aufgerissen und der Kapellmeister stürzte herein mit den Worten:

„Lebrence! um Gottes Willen! wo stecken Sie eigentlich? Der Oberst frägt bereits zum dritten Mal nach Ihnen. Sie sind ja ein Teufelskerl! wie konnten Sie einen solchen Streich machen und keinem Menschen ein Wort sagen? Geschwind! eilen Sie! sonst kriege ich das Donnerwetter auf den Hals!"

Er stürzte fort und ich unterdrückte das Schlagen meines Herzens und eilte die Treppe hinab. Niemand achtete auf mich. Ich erreichte den Kasernenhof und sah, daß der Regiments-Commandeur vom Pferde gestiegen war, und während der Bursche dasselbe auf- und abführte, sich unausgesetzt mit

seinem Adjutanten unterhielt. War es Wahrheit oder Täuschung? Es schien mir, als gäbe sich in dem hagern Antlitz des letzteren ein eigenthümlicher Zug von Verlegenheit und Unruhe kund, als sein Auge im raschen Wenden plötzlich meine Gestalt streifte.

„Herr Oberst!“ wollte ich soeben meine mühsam zusammengestoppelte Entschuldigungsrede beginnen, als der alte Graubart plötzlich die Hand auf meine Schulter legte und mich derbe hin und her rüttelnd ausrief: „Na? Da sind Sie ja! Sie Himmelsackermenter! muß Ihnen nur sagen, lieber Hautboist, daß die Bescheidenheit, welche Sie heut an den Tag legten, mir ein Wenig übertrieben erscheint. Mochten allerdings vorher so etwas läuten gehört haben, daß das Ding, welches Sie da componirt hatten, so ganz urplötzlich zur Aufführung kommen würde! hätte aber nichts geschadet, wenn Sie mitgeblasen hätten! durchaus nichts geschadet. Seine Majestät, Kaiser von Rußland sollen sich geäußert haben, daß der Marsch sehr schön sei! haben nach dem Komponisten gefragt und wären beinahe in Verlegenheit gekommen. Künftig immer mitblasen, lieber Lebrence! immer mitblasen! na! ich danke Ihnen! eintreten!“ Es war ein Glück, daß ich das verabschiedende

„Ich dank' Ihnen! eintreten!" so deutlich vernahm und auf das letztere Kommando so vortrefflich einexercirt war. Nur diesem Umstande verdankte ich es, daß das verblüffte Gesicht, welches ich machte, unbeargwohnt blieb.

Wie ich auf mein Zimmer gelangte, weiß ich nicht. Doch erinnere ich mich dunkel der Beglückwünschungen meiner Collegen, sowie der stürmischen Umarmung meines Freundes Lehfeld. Schon am nächsten Tage erhielt ich die schriftliche Mittheilung, daß der von mir componirte Marsch bei der Preisconcurrenz in der 12. Stunde den Sieg davon getragen habe und ich den Preis von 1000 Ducaten beim Hofkapellmeister Schweiger erheben könne.

Diesem angenehmen Geschäft unterzog ich mich bereits am folgenden Tage. Ich erhielt das Geld in zehn funkelnden Goldrollen ausgezahlt, mußte mich jedoch verpflichten, mich jeder ferneren Verfügung über das Musikstück zu enthalten. Der Hofkapellmeister, ein blasser, sehr ernst aussehender Mann von mittelgroßer Figur theilte mir ferner mit, daß meine Komposition in Druck gegeben werde und ich Anspruch auf zehn Freiexemplare habe. Damit war die Affaire beendet, die mir soviel Sorge und Kopfzerbrechen verursacht hatte.

Selbstverständlich theilte ich die glorreichen Erfolge meiner Künstlerlaufbahn meinen Angehörigen in einem langen Briefe ausführlich mit. Dann brachte ich den größten Theil der erhaltenen Summe in sicheren Papieren unter. 500 Thaler bestimmte ich zu meiner ferneren Ausbildung. Schon längst war es mein sehnlichster Wunsch gewesen, in dem Konservatorium der Residenz meine musikalischen Studien zu vollenden.

Ich ließ mich einschreiben, zahlte eine bestimmte Summe an und verfügte mich an bestimmten Nachmittagen in der Woche in den Lehrsaal, um Generalbaß, Kompositions- und Harmonielehre in der erschöpfendsten Weise zu studiren. Meine Pflichten als Soldat litten darunter nicht im Geringsten. Ich erfreute mich einer blühenden Gesundheit, einer ungeschwächten Jugendkraft, die mich alle Strapazen und Anstrengungen des Dienstes mit Leichtigkeit überwinden ließen. Ich behielt sogar noch Mußestunden genug, um mich in der Aussetzuug von Stimmen zu versuchen und kleine einfache Melodien, welche mir durch den Sinn schwirrten, zu Papier zu bringen.

Nach Beendigung der Herbstmanöver nahmen diese Mußestunden noch größere Dimensionen an. Ich brachte halbe Tage lang mit Uebungen und

Studien hin. Die musikalische Virtuosität erschien mir bald nicht mehr ausreichend, um auf die Bezeichnung eines echten wahren Künstlers Anspruch machen zu können. Nicht das von großen Geistern Geschaffene wiedergeben, nein, selbst schaffen schien mir der edlere Theil des von mir gewählten Berufes.

Daß es mir an schöpferischer Kraft und Ursprünglichkeit keineswegs fehlte, erkannte ich bald. Nach mehreren Monaten angestrengter Arbeit schien mir der Moment gekommen, mich mit meinen Schöpfungen in die Oeffentlichkeit zu wagen.

Ich hatte einen Contratanz und einen Walzer komponirt, letzteren in jenem eleganten modernen Style, welcher die beiden Wiener Kapellmeister Strauß und Lanner berühmt gemacht hat. Ich hatte die Piecen mit dem Namen Klara-Quadrille und Nanetten-Walzer getauft und zwei saubere Reinschriften angefertigt. Mit diesen Erstlingsproductionen machte ich mich eines schönen Tages auf den Weg, um einen Verleger zu suchen.

In einer der belebtesten Straßen der Residenz wußte ich eine Musikalienhandlung, die sich sowohl durch glänzende Einrichtung der Ladenräume, wie lebhaften Zuspruch seitens des musikliebenden Publicums auszeichnete. Ich war dem Inhaber, einem gelehrt aussehenden Herrn in mittleren Jahren

persönlich bekannt, da ich hin und wieder Musikalien erworben, bei dieser Gelegenheit die Novitäten in Augenschein genommen hatte. Sein gesundes Urtheil, sein gediegener Geschmack hatten mir einen gewissen Respect eingeflößt. Wenn irgend einer, mußte er im Stande sein, mich der Erfüllung meiner Wünsche näher zu bringen.

Noch heute sehe ich das verblüffte, vor Entsetzen fast versteinerte Antlitz des Mannes vor mir, als ich mit der Papierrolle in der Hand, in den Laden trat und sein Blick sich auf die tintographirten Inspirationen meiner Muse richtete.

Mit dem Instincte eines vielumworbenen Verlegers errieth er bereits Alles, noch ehe ich Zeit gewonnen, das Manuscript auseinander zu rollen und meine Anrede zu beginnen.

„Um Gottes Willen!“ rief er, „Sie haben doch nicht etwa was komponirt?“ Und dabei blitzten seine grauen Augen unter der blanken Stahlbrille mich mit beinahe unheimlichem Ausdruck an.

„Das ist allerdings der Fall,“ erwiderte ich ein Wenig pikirt, „ich habe —“

„Also auch Sie!“ unterbrach er mich in einem Tone, aus welchem zu gleicher Zeit Sarkasmus und Mitleid klangen, „auch Sie sind von dieser Epidemie unserer heutigen Musikenthusiasten er-

faßt worden? Nehmen Sie's mir nicht übel, mein junger Freund! allein Sie hätte ich einer solchen Schwäche am Allerwenigsten fähig gehalten."

Dieses Urtheil über ein Talent, von welchem er bis jetzt noch keine Proben gesehen, verwirrte mich nicht blos, es verstimmte mich auch und der unwillkürlichen Erregung nachgebend rief ich:

„Ich sehe, mein Herr, daß ich mich in Ihnen ebenso geirrt habe, wie Ihnen dies mit mir zu ergehen scheint. Sie nennen es eine Schwäche, wenn Jemand sich acht Tage lang damit abquält, seine musikalischen Gedanken festzustellen, zu motiviren, in eine ansprechende Form zu gießen und mit der nöthigen Staffage zu versehen? Das ist sehr originell!"

„Ja, ich nenne es eine Schwäche!" fuhr er unerschüttert fort. „Sie haben da etwas komponirt! das ist ganz gut! . . . niemand wird Sie darum tadeln. Spielen Sie es für sich oder spielen Sie es Ihren Freunden vor. Freuen Sie sich über Ihr Werk in Gottes Namen und lassen Sie sich von Ihren Angehörigen bewundern! damit aber genug. Warum drängen Sie sich in die Oeffentlichkeit? Warum wollen Sie Ihr Opus gedruckt sehen? Sie sind eitel! das ist's . . . Die Eitelkeit ist eine Schwäche. Das werden Sie doch eingestehen?"

„Wenn man aber ein Talent besitzt, wenn man dasselbe mit Mühe und Anstrengung in der Stille gebildet und nun endlich nach schweren Kämpfen die Ueberzeugung gewonnen hat, etwas Gutes geschaffen zu haben, dann hat man die Verpflichtung, seinen Mitmenschen die Früchte seines Fleißes nicht vorzuenthalten. Dann ist es Zeit, mit seinem Talent hervorzutreten, es der Mit- und Nachwelt nutzbar zu machen, es zur Veredlung, zur Belehrung der Geister in seiner ganzen Fülle glänzen zu lassen, nicht aber, es unter den Scheffel zu stellen, es todtzuschweigen oder verdorren zu lassen."

Ein sarkastisches Lächeln spielte um die Lippen des Musikalienhändlers. „Sagen Sie einmal, junger Mann! was ist's denn eigentlich, was Sie geschrieben haben?"

„Eine Quadrille und ein Walzer!" gab ich zur Antwort, nicht wenig entmuthigt durch den spöttischen Klang seiner Stimme.

„Nun, da haben wir's ja!" rief er mit halb ärgerlichem, halb höhnischem Lachen, „ein Paar Tänze! und damit glauben Sie die Mit- und Nachwelt zu veredeln und zu belehren? Das nennen Sie Talent? Und dieses sogenannte Talent wollen Sie in seiner ganzen Fülle glänzen lassen?

Darum haben Sie sich in der Stille abgequält und abgemüht und schwere Kämpfe durchgemacht? Ich rath' Ihnen, stellen Sie ruhig unter den Scheffel! immer herunter, was nur herunter geht! vermehren Sie nicht die Zahl jener mittelmäßigen Produzenten, welche die Frivolität, die schlechte Geschmacksrichtung in der Kunst befördern! kehren Sie um! noch ist es Zeit!"

„Warum sollte man aber nicht auch durch einen guten Tanz in veredelnder Weise auf das Pulikum einwirken?" frug ich hartnäckig weiter! „ein originneller, poetischer Tanz ist ebenso ein Kunstwerk, wie die nach allen musikalischen Grundsätzen und Vorschriften gefertigte Sonate. Mozart, Haydn, Beethoven haben Tänze geschrieben und niemand wird es einfallen, diesen Herren in der Tonkunst Frivolität und Mangel an gutem Geschmack vorzuwerfen."

„Nun? Sie halten sich doch nicht etwa für einen Mozart oder Beethoven?"

„Das nicht! allein ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß auch diese großen Meister mit der Komposition kleinerer Tonstücke begonnen und sich allmählig zum genialen Schaffen entwickelt haben."

Er zuckte die Schultern und wandte sich einem eben eingegangenen Packete von Novitäten zu.

„Ich bin überzeugt, daß Sie die Dinger, die Sie da komponirt haben, für wunderschön halten," fuhr er nach kurzer Pause fort, „das begreift sich. Jeder Vater liebt seine Kinder. Aber bedenken Sie doch, daß ein Jeder von den tausend Kompositeuren, die mir Tag für Tag auf den Leib rücken, die Ueberzeugung hat, etwas „Gediegenes, etwas Großes, etwas Ansprechendes" in die Welt gesetzt zu haben. Alle die Müller, die Schulze, die — nun ja, die Lebrence, wenn Sie doch einmal durchaus zu ihnen gehören wollen — glauben, daß sie gerade berufen sind, in die Fußtapfen der großen Meister zu treten. Was soll unsereins dazu sagen? Gesetzt den Fall, ich nähme Ihre Arbeiten in Verlag, sie würden wie Blei liegen. Niemand würde danach fragen. Man würde bei Erwähnung Ihres Namens höchstens mitleidig den Kopf schütteln. Ich würfe mein Geld zum Fenster hinaus, denn selbst der Käsehändler kauft keine Noten-Makulatur, weil das Papier zu steif ist, um mit einigem Erfolg verwendet zu werden."

Nach diesem letzten Argument durfte ich meine Niederlage als vollständig betrachten und so empfahl ich mich mit der Bitte, die Belästigung nicht übel zu deuten.

Verstimmt traf ich in der Kaserne wieder ein.

Lehfeld, welcher auf der Flöte phantasirend im Zimmer auf- und abschritt, empfing mich mit demselben ironischen Lächeln, mit welchem der spröde Verleger so vortrefflich zu glänzen gewußt hatte.

„Das hätte ich Ihnen vorher sagen können," meinte er ruhig, „künftig ziehen Sie mich in derartigen Fällen in Ihr Vertrauen. Ich habe auch einige Erfahrungen in dieser Beziehung!"

Unmuthig warf ich die Papierrolle auf den Tisch und gelobte mir im Stillen, keine Feder zur Tondichtung mehr anzurühren.

Lehfeld rollte das Manuscript der Quadrille auf und pfiff die Melodie leise vor sich hin. „Hm," sagte er dann, „das Ding ist nicht übel! . . . . wirklich nicht. Sie müssen sich nur durch den ersten Fehlschlag nicht abschrecken lassen. Da ist ja auch ein Walzer. Nanetten-Walzer? sieh, sieh! darf ich Ihnen einen Rath geben? Lassen Sie die Sachen auf eigene Kosten drucken! sie sind es werth!"

„Vorläufig danke ich sehr. Ein Esel will ich sein, wenn ich noch eine Note zu Papier bringe!"

„Dann lassen Sie's bleiben. Ich an Ihrer Stelle freilich ließe nicht nach. Wenn man bereits mit einer Komposition in der Oeffentlichkeit aufgetaucht ist, wie Sie mit dem prächtigen Alexander-Marsch, so hat man gewissermaßen die Verpflich-

tung, auf dem betretenen Wege weiter zu schreiten."

Nur wenige Tage gewann ich es über mich, dem gefaßten Vorsatze treu zu bleiben. Dann überwog der Drang nach musikalischer Gestaltung alle meine Bedenken. Die Melodien, welche sich in meiner Brust regten, verlangten ihr Recht. Die Geister der Tonkunst wollten gebannt sein. Ich hatte sie einmal gerufen und nun waren sie da und drohten, meine Phantasie und meinen Verstand zu überwuchern. Zum Mindesten mußte ich mich von ihnen befreien. Eine andere Waffe aber als die Feder hatte ich nicht und so saß ich denn am nächsten Sonntag Nachmittag richtig wieder vor dem kleinen kiehnenen Schreibtisch und vertiefte mich mit soviel Ernst und Eifer in die verlockende Arbeit, daß ich, als die Dunkelheit hereinbrach, bereits zwei volle Seiten mit meinen Tonideen gefüllt hatte.

Es war eine hohe und schwierige Aufgabe, welche ich mir gestellt hatte. Ich wollte sowohl den zweifelnden Collegen, als dem mißtrauischen Musikalienhändler den Beweis liefern, daß ich wenigstens die Berechtigung habe, zu componiren.

Die Kameraden waren mit wenigen Ausnahmen concertiren gegangen. Auch von den Soldaten

waren nur wenige innerhalb der Kasernenmauern anwesend. So umgab mich die tiefste Stille. Ich konnte ungestört die auf mich einstürmenden musikalischen Gedanken verarbeiten und die Arbeit ging mir wunderbar rasch von Statten, trotz des unbequemen Tisches, trotz des mangelhaften Lichtes, welches mir die Blechlampe mit der blanken Reflexscheibe spendete.

Die Zeit schwand im Fluge und Mitternacht war nahe, als die Thür sich öffnete und Lehfeld zu mir eintrat.

„Das nenne ich fleißig sein!“ rief er, indem er über meine Schulter weg meine Arbeit musterte. „Ei, ei! was machen Sie denn jetzt?“

„Eine Symphonie!“ gab ich kaltblütig zur Antwort.

„Eine Symphonie?“ wiederholte er betroffen, „sprechen Sie im Ernst?“

„Ich bin bereits mit dem ersten Satz zu Ende! überzeugen Sie sich selbst!“ — Ich reichte ihm die Notenblätter.

„In der That, . . . soviel ich davon verstehe, alles correkt und gewissenhaft durchgeführt! der Hauptsatz steht in Dur, der Seitensatz auf der Tonart der Dominante! . . . hübsche originelle Gedanken, lebhafte Bewegung! ich gratulire!“

„Danke vielmals!“ gab ich zurück und schrieb ruhig weiter.

Das Benehmen meines Stubengefährten gegen mich begann in einen gänzlich veränderten Ton umzuschlagen. Es lag eine gewisse respectvolle Zurückhaltung in seinen Worten, als er fragte:

„Werden Sie es in Druck geben?“

„Ja! sobald ich es in Partitur gesetzt habe!“

„Und Sie glauben dies Mal glücklicher zu sein in der Jagd nach einem Verleger?“

„Ich beabsichtige eine solche Jagd gar nicht zu forciren. Ich lasse die Symphonie auf meine Kosten drucken!“

Der Gefährte schwieg und ich arbeitete weiter, ihm überlassend, was er von meiner kühnen Behauptung denken wollte, oder nicht. Nach acht Tagen war die schwierige Arbeit vollendet. Ich unterzog das Werk einer sorgfältigen Prüfung und gewann die Ueberzeugung, daß es sich vor manchem anderen seichten Machwerk, das auch gedruckt worden und sogar in Folge unberechtigter Reclame zur Aufführung gelangt war, vortheilhaft auszeichnete.

Es war an einem prächtigen Herbstvormittage, als ich mich mit meiner neuen Arbeit auf den Weg machte, diesmal fest entschlossen, den Eintritt

in die Oeffentlichkeit mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln durchzuführen. Ich begab mich zu dem renommirtesten Musikalien-Verleger der Residenz und bat ihn, das Manuscript einer Prüfung zu unterziehen, da ich es drucken lassen wolle.

„Ich bin kein kompotenter Richter!“ antwortete der Chef der Handlung, „allein wollen Sie mir Ihre Arbeit hier lassen, so will ich es von einer bewährten musikalischen Kraft prüfen lassen und Ihnen nach acht Tagen meine Meinung offen bekennen. Ist etwas damit zu machen, so können Sie auf mein Entgegenkommen in jeder Beziehung rechnen.“

Das war für den Augenblick genug. Als ich in die Kaserne zurückkehrte, nahm Lehfeld mich mit geheimnißvoller Miene bei Seite mit den Worten: „Wissen Sie schon das allerneueste? Merbach läßt sich pensioniren und gründet eine Privatkapelle. Er hat Sie zu seinem Nachfolger vorgeschlagen.“

Das war allerdings eine unerwartete Neuigkeit und sie überraschte mich so vollständig, daß ich den Collegen nur sprachlos anstarren konnte.

„Ja! wundern Sie sich nur,“ fuhr dieser ruhig fort, „die Sache hat ihre vollkommene Richtigkeit. Das haben Sie von Ihrem Komponiren,

Generalbaßstudiren und Partiturlesen. Der Regimentsadjutant soll sehr dagegen sein! das begreift sich. Er wollte Ihnen von Anfang an nicht wohl. Er soll dem Regimentskommandeur unumwunden erklärt haben, daß er seine Versetzung zu einem andern Regimente beantragen werde, falls man Ihnen die Direktion der Regiments-Musik übertragen würde."

„Und weiß man, wie der Oberst darüber denkt?"

„Ich will es Ihnen sagen, wenn Sie mir versprechen, die Sache geheim zu halten. Ich weiß es vom Regimentsschreiber, der den Skandal mit angehört hat, weil er sich im Regimentsbüreau zutrug. Der Oberst soll in seiner kurzen bündigen Weise geantwortet haben: Lebrence wird Musikdirektor und wenn das dem Herrn Regiments-Adjutanten nicht paßt, so thut es mir zwar herzlich leid, allein ich kann's einmal nicht ändern. Der Lebrence ist ein talentvoller Mensch. Wir haben keinen zweiten, der sich zu der Stelle qualificirt. Man findet eher einen Regimentsadjutanten, als einen Musikmeister."

Der Kopf schwindelte mir in dem Gedanken an die bevorstehende Auszeichnung. Doch wagte ich es noch nicht, vollständig an mein Glück zu

glauben. In so jugendlichem Alter zu einem ehrenvollen angesehenen Posten befördert zu werden, war mehr als ich in meinen kühnsten Träumen zu hoffen gewagt. Erst als mir von Merbach selbst die Richtigkeit des Vernommenen bestätigt wurde, gab ich mich rückhaltlos der Freude und den Träumen von zukünftigem Glück und Größe hin.

Wie es eine alte bewährte Erfahrung ist, daß das Unglück selten allein kommt, so kann man auch mit einigem Rechte behaupten; daß das Glück in Blüthen und Früchten zugleich aus dem Füllhorn der launischen Fortuna geflattert kommt. Als ich wenige Tage später mich zu dem Musikverleger verfügte, machte dieser mir die erfreuliche Mittheilung, daß er von der neuen Symphonie manches Gute erwarte und daher, falls ich damit einverstanden sei, die Druck- und Vertriebskosten aus eigenen Mitteln bestreiten wolle. Ich gab ohne langes Bedenken meine Zustimmung zu erkennen und hatte bald darauf das nicht geringe Vergnügen, das Erstlingswerk meiner Muse in prächtiger Ausstattung durch die Welt fliegen zu sehen.

Um dieselbe Zeit wurde mir die Leitung der Regimentsmusik definitiv übertragen, womit gleichzeitig die Verleihung des Musikdirektor-Titels verbunden war. Der Oberst war der erste, welcher

mir seinen Glückwunsch abstattete. Kurze Zeit darauf wurde Graf Seckendorf als Hauptmann zu einem Linien-Infanterie-Regimente versetzt.

Ich studirte die von mir komponirte Symphonie dem Corps ein und wir brachten sie dann bei den Mittagsparaden und in Privatkonzerten zur Auf-führung. Ich hatte die Genugthuung, wahrzu-nehmen, daß das Werk überall sich beifälliger Auf-nahme erfreute. Es wurde sowohl in der Partitur-Ausgabe wie im zwei und vierhändigen Klavier-Arrangement recht lebhaft gekauft. Derselben Be-liebtheit erfreuten sich nunmehr auch meine Tanz-compositionen, von denen ich im Durchschnitt wöchent-lich zwei an die Verlagshandlung sandte. Im gleichen Grade verbesserten sich meine Einkünfte. Ich galt in den Augen aller derer, die mich kannten, für einen gemachten Mann.

Die vielfachen Versuche, welche man anstellte, mich in Familien-Zirkel zu ziehen, um mich all-mählig auf möglichst unverfängliche Weise in den Hafen eines soliden Ehelebens hineinzubugsiren, scheiterten sämmtlich an meiner sprüchwörtlich ge-wordenen Unzugänglichkeit. Und in der That, was für einen Werth konnte es für mich haben, daß junge liebenswürdige und vermögende Mädchen mich freundlich ansahen und speculative Mütter

sich in Aufmerksamkeiten gegen mich erschöpften? Behauptete nicht das alte liebe Bild mit seinem ganzen Zauber und in seiner ganzen Frische auf dem Grunde meiner Seele seinen Platz? Hingen nicht alle meine Gedanken und Empfindungen wie festgebannt in der Erinnerung an jene kurze schöne Zeit, welche den eigentlichen Glanzpunkt meines Lebens bildete? —

Jahre vergingen, aber das Andenken an Klara-Nanette erlosch nicht in meinem Innern. Ich blieb dem theuren Bilde treu, wie der Kunst, der ich mich mit Leib und Seele ergeben und in deren gewissenhafter Pflege ich die Verödung und Leere vergaß, die zuweilen in einsamen Stunden an mich herantraten! Ich war im Besitze eines ansehnlichen Vermögens, ich stand als Musikdirektor und Kompositeur in Ansehung und Achtung, wenn irgend je, so war jetzt der Zeitpunkt gekommen, in welchem ich der heimlich Geliebten mit dem Selbstbewußtsein des Mannes vor Augen treten konnte.

Welcher Triumph lag für mich in dem Gedanken, ihr sagen zu können: „Alles was ich bin, verdank ich Dir, Klarinettchen! es ist Dein Werk! Du allein hast mich begeistert, Alles zu erstreben, Alles zu wagen und Vieles zu erreichen!“

Mehr und mehr lebte ich mich in diesen Gedanken ein, aber je mehr ich ihn in allen seinen Abstufungen variirte, desto leichter erschien er mir in seiner Ausführung, und ehe ich noch recht wußte, wie Alles zugegangen, hatte ich bereits das Papier, welches mir einen achttägigen Urlaub documentirte, in der Tasche und befand mich auf dem Wege nach Seselitz.

Ich hatte in der Geschwindigkeit einen Plan entworfen, wie ich meinen Besuch den Schloßbewohnern gegenüber begründen wollte. Ich hätte den Oheim in Stettin besucht und nebenbei einmal die alten Erinnerungen an die gastfreien Bewohner des Schlosses erneuern, mich nach dem Wohlergehen der letzteren erkundigen wollen. Das konnte Allen nur natürlich erscheinen. Im Grunde waren meine Wünsche der bescheidensten Art. Nur einmal noch wollte ich die junge Gräfin sehen, im günstigsten Falle sprechen und dann für immer scheiden. Mehr hoffte, mehr erwartete ich nicht, selbst in dem Falle nicht, daß die junge Dame, was kaum anzunehmen, sich noch nicht für's Leben gebunden haben sollte.

Wieder hatte die Natur sich mit allen Reizen des Lenzes geschmückt, als ich das Ziel meiner Reise erreichte. Die Vögel sangen, der Himmel

ruhte in seiner ganzen Klarheit und Bläue über den grünen Waldzinnen und in den Thautropfen funkelten die Sonnenstrahlen mit der gewohnten märchenhaften Pracht. Da lag das alte Schloß vor mir, in seiner einfachen mittelalterlichen Bauart und dort ragte auch der halb verfallene Thurm aus der grünen Laubeinfassung des Parkes heraus.

Ich trat in das Vestibule. Ein alter sauber gekleideter Herr stand im Portal und antwortete mir auf meine Frage nach der Gräfin Seckendorf einfach: „Die Seckendorfs besitzen die Herrschaft nicht mehr. Das Schloß und die Ländereien gehören dem Gutsbesitzer von Limbach, welcher die Besitzung käuflich erworben hat. Das ist nun schon vier Jahre her!“

„Ich danke Ihnen!... und die Frau Gräfin Seckendorf?“

„Ist nach Vermählung ihrer Tochter mit dem Baron von Wildenhausen nach der Schweiz gezogen!... soll am Züricher See ein hübsches Landhaus besitzen. Weiß jedoch nichts bestimmtes darüber. Ausführliche Auskunft können Sie jedenfalls von dem Herrn Premierlieutenant Graf Seckendorf in Berlin erhalten, welcher dort bei der Garde dient und ein naher Verwandter der Familie ist.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr! habe die Ehre!“

Der alte Herr verbeugte sich, sichtlich die Neugier niederkämpfend, welche in seinem gelangweilten Zügen sich bemerkbar machte. Ich schlug den Weg nach dem Dorfe ein und fand nach kurzem Suchen das Gehöft wieder, welches einer der Tummelplätze meines unklaren, wildumherflatternden, nach Anerkennung ringenden Talents gewesen war. Auch hier schien sich manches verändert zu haben. Das Wohnhaus war neu aufgebaut, der Hofraum durch Zuschlagung eines Theiles des Gartens vergrößert, mehrere Stallungsgebäude neu errichtet. Gewiß war der alte gemüthliche Bauer verstorben und mit dem neuen Besitzer waren auch neue Ansichten, neue Einrichtungen und ein neues Dienstpersonal eingekehrt. Darüber durfte ich mich nicht wundern! hatte ich mich nicht auch verändert? Würde irgend jemand von den älteren Domestiken in mir den lustigen kecken Wandermusikanten mit der Zauberklarinette wieder erkannt haben? Gewiß nicht! die mächtige Göttin der Zeit lag mit ihrem weltbeherrschenden Scepter dazwischen.

Unter diesen Gedanken schlug ich den Weg nach dem Gasthofe des Dorfes wieder ein, wo ich zu Mittag speiste und einige Stunden rastete. Danach trat ich die Rückreise nach der Residenz an.

Mit welch anderen Augen betrachtete ich das rege Getümmel und Treiben auf dem Bahnhofe. Wie nichtig erschien mir das Leben, wie werthlos die schwererreichte Weltstellung, wie schaal der Ruhm, welcher sich an meinen Namen knüpfte. Was hatten alle meine Anstrengungen gefruchtet? Allerdings hatte ich das Ziel erreicht, allein der Lohn war ausgeblieben. Der köstliche Preis, um den ich den riesigen Wettlauf unternommen, blieb mir versagt. Das Mädchen, welches mein Dasein beherrschte, dem ich alles, was ich war und besaß, mit tausend Freuden zu Füßen gelegt, war für mich verloren. Durfte ich mich beklagen? Hatte ich es nicht so gewollt?

Eine stille heimliche Hoffnung hatte sich bis dahin in meinem Herzen behauptet, die Hoffnung, Klara-Nanette könne noch frei sein, könne einen Gatten, wie er zu ihrer Individualität passe, nicht gefunden haben. Jetzt war diese Hoffnung vernichtet. Die schöne junge Gräfin war die Gemahlin des Freiherrn von Wildenhausen, eines Mannes, der gewiß noch bedeutender, edler und besser war als ich, der somit vollständig ihrem Ideal entsprach und dem sie um so inniger verbündet sein mußte, als sie ihn als einen Genossen ihres Standes betrachten durfte.

Wenn dem allen so war, hatte ich dann ein Recht, mich zu beklagen? Mußte ich mich dann nicht vielmehr freuen, daß die Geliebte glücklich war? Aber wer lieferte mir denn nun auch die Beweise, daß sie es war?

Um Nachforschungen dieserhalb anzustellen, dazu fehlte mir nicht blos jeder Anknüpfungspunkt, es gebrach mir auch an Zeit und Muße. Der Unmuth, die Langeweile, die tödtliche Leere im Herzen kamen dazu und sie waren es, die mir zuraunten: „Stehe ab von Deinen Nachforschungen, denn sie haben keinen Zweck mehr!“

Aber die Kunst war mir geblieben. Ihr heiliges Gebiet lag offen vor mir und zu jeder Zeit stand mir der Eintritt frei. Ich nahm meine Arbeiten mit ungeschwächter Kraft wieder auf. Tänze, Sonaten, Romanzen und Phantasiestücke entstanden in reicher Anzahl. Allein die kleineren Aufgaben genügten mir bald nicht mehr. An etwas großem wollte ich die schöpferische Kraft erproben. Die Oper erschien mir als der würdigste Ausgangspunkt jedes tonkünstlerischen Strebens, als das großartigste Ziel für das Ringen eines selbstbewußten Talentes. Ich kannte einen jungen talentvollen Dichter, dessen Werke bereits in der Oeffentlichkeit gebührende Anerkennung gefunden hatten. Ihn

suchte ich auf und gewann ihn mit wenigen Worten für meinen Plan. Einen biblischen Helden, David, den Meister des Saitenspieles wollten wir in einem imposanten Musikdrama verherrlichen und die unwiderstehliche Macht der Töne sollte in dem Werke einen geistvollen prägnanten Ausdruck finden. Gustav Glorreich, mein dichterischer Freund, versprach mir, an das betreffende Libretto seine ganze jugendliche Kraft zu setzen und mit außerordentlichem Eifer gingen wir an die Arbeit.

Scene auf Scene entstand. Ich glaubte plötzlich wahrzunehmen, daß mir eine größere Fülle musikalischer Gedanken zur Verfügung stand als je. Sie wurden zu Arien, Cavatinen und Chören verarbeitet. Welche Fülle von Poesie, Effect und spannendem Reiz lag in der Beschwichtigung des bösen Geistes durch das Harfenspiel des Sängers, in dem Kampf mit dem Riesen Goliath, in dem reizenden Intriguenspiel der Michal, der Tochter Sauls, welche dem geliebten Gatten zur Flucht behülflich ist, endlich in der Reue Sauls und seinem Tod, sowie in der edlen Freundschaft zu Jonathan. Die schönsten Lieder wurden dem durch David repräsentirten Mezzosopran zugeschrieben, während Saul den Tenor vertrat. Samuel hatte den Baß zu singen. Der Riese Goliath, welchem

ich eine ähnliche Rolle zugedacht hatte, wie Mozart seinem steinernem Gast im „Don Juan“ hatte gleichfalls mit entsetzlicher Stimme im tiefsten Baß unter Posaunen=, Fagott= und Beckengeschmetter einige Worte zu singen:

„Bleicher Knabe im Schäferrocke!
Warum kommst Du mit dem Stocke?
Ha! es soll Dir nicht gelingen,
Mich zu bezwingen!
Denn Du siehst, ich bin kein Hund!
Nein! fürwahr ich bin kein Hund!“

Michal und ihr Kammermädchen hatten die Sopranpartien, Jonathan den Bariton. Der neueren Geschmacksrichtung glaubte ich insofern einige Concessionen machen zu müssen, als ich ich ein besonderes Gewicht auf die Chöre und Feinheit der Instrumentation legte und jede Ueberladung der Sopranpartien durch Coloraturen und andere Verzierungen sorgfältig vermied.

Ein hoher Genuß, eine unbeschreibliche Befriedigung lag für mich in dem Anblick des Entstehens, des Werdens, des Reifens meines Werkes, aber als es endlich vollendet vor mir lag, als ich nun einige Arien und Recitative auf's Geradewohl heraus griff und dann den Eindruck im Großen und Ganzen mir zu vergegenwärtigen

suchte, als ich im Stillen Vergleiche anstellte mit den süßen, reizenden, formvollendeten Melodien eines Mozart, eines Carl Maria von Weber, eines Rossini, da überkam mich der alte Zweifel, das alte Mißtrauen gegen mich selbst und mein Talent, und fortgerissen von meinen Zweifelsschmerzen mußte ich ausrufen: „Nein! anders als Du, ganz anders sind die großen Meister. Sie sind die Könige im Reiche der Töne und Du bist der Kärner!“ —

Aber alle diese Meister hatten gekämpft und gelitten, wie ich selbst. Auch sie hatten im großartigen Neidgefühl auf die Meister der Vorzeit gesehen und sich ernst und fest vorgenommen, sie zu übertreffen, um sie wenigstens zu erreichen. Sie hatten gearbeitet und gehofft und geduldet, hatten mit unglaublicher Mühe den Weg zum Herzen des kalten, oberflächlichen, nimmersatten, grausamen Ungeheuers gefunden, das man Publikum nennt. Sie waren getäuscht worden und hatten wieder gehofft und immer wieder ihr Herzblut eingesetzt, um das Höchste zu erreichen und viel Großes und Schönes war dadurch entstanden. Konnte ich sie wirklich nicht erreichen, so wollte ich doch wenigstens ihr würdiger Schüler sein.

Und so nahm ich die mächtige Partitur unter

den Arm und schlug den Weg nach der Wohnung des Hofkapellmeisters ein, dessen maßgebendem Urtheil ich die Einheimsung der vielumworbenen 1000 Ducaten verdankte. Es war in der zehnten Morgenstunde. Der Beherrscher des Kunsttempels am Opernplatz, dessen schlichtem Scepter mit dem Emporrauschen des Vorhangs Alles unterworfen ist, was zur Verherrlichung des Abends durch Stimme oder Instrumentation beitragen muß, stand bereits vollständig angekleidet, auf der Schwelle. Er sah mich halb erstaunt, halb wohlwollend an. Als sein Auge den Notenstoß streifte, welcher ich unter dem Arme trug, zuckte es wie unterdrückter Humor in seinen Zügen auf.

„Sie haben gewiß wieder etwas komponirt?" fragte er in jenem bedächtigen Tone, welcher der sicherste Ausdruck des Sarkasmus ist.

„Allerdings, Herr Musikdirektor! dies Mal habe ich —"

„Doch nicht gar eine Oper?" unterbrach er mich mit einen wahrhaft dämonischen Wuthblick seiner Augen, „doch nicht etwa ein Ballet?"

„Allerdings, Herr Musikdirektor! eine Oper!" rief ich fest, „sehen Sie hier: David, romantische Oper in fünf Akten von Heinrich Lebrence, das Resultat ernster mühevoller Arbeit. Es mag nicht

gerade etwas Außerordentliches sein, aber eins glaube ich Ihnen versprechen zu können. Das Werk hat Charakter und wird von meinem ernsten künstlerischen Streben Zeugniß ablegen."

Schweiger sah mich verblüfft an. Es war, als wolle er jeden Augenblick mit der Frage herausplatzen, ob ich auch bei gesundem Verstande sei. Wenigstens verrieth dies der leise ironische Zug, welcher um seine Mundwinkel spielte.

„Eine Oper also haben Sie geschrieben? David heißt das Ding?" fragte er und das Lächeln wurde immer breiter und sarkastischer.

„Nun ja!" antwortete ich ein wenig gereizt, „ich sagte es Ihnen ja schon!"

„Und Sie glauben?"

„Vorläufig glaube ich nichts und hoffe nichts. Ich wollte Sie nur bitten, das Werk eingehend zu prüfen und mir Ihr Urtheil bekannt zu geben!"

Der Hofkapellmeister schien sich von seinem Erstaunen erholt zu haben. Seine Züge nahmen die frühere Ruhe wieder an.

„Sagen Sie mir aber um Alles in der Welt, lieber Lebrence, wie kamen Sie auf die Idee, eine Oper in die Welt zu setzen, noch dazu ein solch voluminöses Monstrum, wie dieses hier?"

„Sie wissen doch, daß es mir durchaus nicht an einem gewissen Reichthum der Erfindung, an Charakterisirungsgabe und gründlicher Bühnenkenntniß fehlt. Außerdem glaube ich die Fähigkeit zu besitzen, mich für jede große Idee in der glühendsten Weise zu begeistern. Meine Kunstanschauung ist eine ideale, in sittlicher Beziehung die ernsteste von der Welt. Ich strebe nicht nach dem Beifall der Masse. Ich bringe dem hohlen schillernden Götzen, welchen man Effekt nennt, nicht das kleinste Opfer, ich —"

„Hören Sie auf, ich bitte Sie!" rief er unwillig und machte eine abwehrende Bewegung mit der Rechten, „wie können Sie sich mit so unzeitgemäßen Eigenschaften in die Oeffentlichkeit drängen? Sie streben nicht nach dem Beifall der Masse und schreiben gleichwohl eine Oper für diese Masse? Wollen Sie etwa, daß diese Masse Sie herunterreißen, vernichten, zerfleischen soll? Das wäre der Mühe werth, eine Feder anzusetzen, Zeit und Kräfte zu vergeuden. Ich danke schön!"

„Auf ein Wort, Herr Musikdirektor! glauben Sie, daß ich ein Talent bin?"

„Entschieden glaube ich das! ein Talent sind Sie allerdings!"

„Nun wohl! das Talent bricht sich immer

Bahn! . . . gesetzt den Fall, ich reüssire mit der vorliegenden Oper nicht, so werde ich, unbekümmert um das Urtheil der Masse, eine neue Oper schreiben, und —"

„Falls auch diese durchfällt, eine dritte! ja wohl! ich kenne diese Manie aller Parforce-Geister."

„Auf diese Weise werde ich mir schließlich ein Terrain erobern, auf dem ich Alleinherrscher bin. Einmal so weit, liegt die Masse mir huldigend zu Füßen!"

„O, Sie junger Heißsporn!" rief Schweiger mit seinem beißendsten Lächeln, „wie lustig Sie mit allen tausend Segeln in den Ocean hinausstürmen! und was wird das Ende vom Liede sein? Sie werden zerschellt an das Ufer treiben, wie so viele andre."

„Wann könnte ich also Ihr Urtheil über den David entgegen nehmen, Herr Musikdirektor?"

Er achtete anscheinend gar nicht auf diese Frage. Ruhig war er vor das Trümeau getreten, um seine Halsbinde zurecht zu zupfen. Ich sah, wie auf dem ausdrucksvollen gelblich-blassen Antlitz alle Geister der Satyre und des Muthwillens spielten. Endlich schien er mit der Toilette auch seine Gedanken geordnet zu haben. Er kam mit raschen Schritten auf mich zu, klopfte mich sanft

auf die Schulter und fragte mit jenem einschmeichelnden Lächeln, mit welchem er die sprödeste Primadonna zur Wiederholung einer Arie zwingen konnte:

„Sie halten mich doch auch wohl für ein einigermaßen productives Talent?"

„Das will ich meinen, Herr Musikdirector! würde ich Sie sonst zur Beurtheilung des meinigen veranlaßt haben? Mir sind Ihre sämmtlichen Kompositionen durchweg bekannt. Ich verehre Sie wegen Ihrer originellen bezaubernden Gedanken und der genialen Handhabung des Contrapunktes!"

„Sie haben gelogen, junger Mann! Sie kennen meine sämmtlichen Kompositionen nicht!"

„Aber, Herr Musikdirektor! ich lasse keine neue Erscheinung Ihrer Muse unberücksichtigt!"

„Hören Sie mich an: Ich habe Talent, wie Sie! und dirigire die Kammermusik bereits eine Reihe von Jahren. Mein Name hat einen guten Klang in der musikalisch-literarischen Welt. Wissen Sie, wie viele unaufgeführte Opern ich in meinem Pulte liegen habe?"

Es war mir, als lege sich eine centnerschwere Wolke auf meine Seele. „Nun?" fragte ich beklommen.

„Vierzehn!" rief er mit schneidender Stimme,

„vierzehn Opern ohne die Ballets. Sieben tragische, vier komische und drei Operetten a la Offenbach!"

Ich stand erstarrt. „Es ist nicht möglich!" stammelte ich endlich in vollständiger Verwirrung.

„Kommen Sie mit!" winkte er mir mit geheimnißvollem Lächeln zu und wie von einem magnetischen Zauber getrieben, folgte ich ihm in sein Arbeitskabinet. Zu jeder andern Zeit würde die hier herrschende malerische Unordnung mich frappirt und zum Nachdenken über gewisse Auswüchse des Genies angeregt haben. Jetzt sah ich nur das Unerhörte.

Herr Schweiger hatte mit jener Nonchalance, die sein ganzes im Salon gebildetes Aeußere charakterisirte, das berühmte Arbeitspult geöffnet. Und wie in einem Zauberkästchen aus Tausend und einer Nacht lagen die sauber in Maroquin gebundenen Partituren vor meinen erstaunten Augen.

„Da!" rief er mit grimmigem Lachen und schleuderte einen der voluminösesten Bände auf den Tisch. „Da ist der „Figaro in tausend Aengsten!" Mit dem wollt' ich Rossini Concurrenz machen, aber die Intendanz meinte, die Handlung wäre zu dürftig und die Melodien enthielten zuviel Anklänge an den Schwan von Pesaro. „Da ist die

große heroische Oper „Arminius!“ mein Meisterstück, wie ich Sie versichere, allein die maßgebenden Kritikaster behaupteten wieder: Es sei zu viel Schlachtenlärm und zu wenig Liebelei darin enthalten. Die Musik sei ungemüthlich, roh, zerrissen, die Instrumentation entbehre der Feinheit. Der Sänger, welcher die Partie des Arminius bewältigen könne, müsse noch gefunden werden u. s. w. Da ist die Oper Esther. Sie sehen, ich bin auch in das Gebiet der jüdischen Sage hinabgestiegen, leider ohne Erfolg. Es wären einzelne hübsche Stellen darin enthalten, meinte die Intendanz, im Ganzen habe die Musik wenig prickelnden Reiz. Auch sei den Bühnenverhältnissen nicht Rechnung getragen. Da ist ferner die Oper „Nimrod“. Der Direktor einer wandernden Schauspielertruppe, mit dem ich zufällig bekannt wurde, kopirte den Text und einige Arien und verhunzte das Ding in einem Landstädtchen unweit der posenschen Grenze in der Wasserpolakei. Hier „Elisabeth“, „Cymbelline“, „Ritter Konrad von Grausenstein“, „die beiden Stummen“, „der Grünmantel von Venedig“, „der Schatz im Felsengewölbe“, „der Postmeister von Tempelhof“, —

„Hören Sie auf!“ unterbrach ich ihn voll Entsetzen, denn das Niederkrachen der Partituren auf die Tischplatte schlug wie der Donner des

Weltgerichts an mein empfindliches Ohr, „hören Sie auf!... ich glaube Ihnen von Herzen gern! aber thun Sie mir den einzigen Gefallen und behandeln Sie die Inspirationen Ihrer Muse mit ein Wenig mehr Achtung!“

„Sie nehmen also von der Beurtheilung Ihres David Abstand?“

Ich überlegte eine Secunde lang. Mein Auge schweifte mit einem so trostlosen Ausdruck über die Partituren-Sammlung, daß der Kapellmeister laut auflachte.

„Ich will Ihnen einen Rath geben,“ fing er wieder an, „lassen Sie Partitur und Text drucken und versenden Sie Beides an sämmtliche deutsche Opernbühnen.“

Ich zuckte die Schultern: „Mein Verleger hat ein für alle Mal erklärt, eine Oper nur dann zu drucken, wenn sie an einer Hofbühne mindestens drei Mal gegeben worden ist!“

„Ganz mein Fall!“ versicherte Schweiger ernsthaft. „Es geht uns Opernkomponisten wie den Dichtern mit ihren dramatischen Erzeugnissen. Man will Garantien! nun, da bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als den Druck auf eigene Kosten bewerkstelligen zu lassen!“ —

Er trat nach diesen Worten in das Vorzimmer

zurück, wohin ich ihm langsam folgte. Hier lag das Manuscript meines armen „David“ auf dem Tisch. Schweiger nahm es und legte es mit Ostentation in meine Hände zurück.

„Gestatten Sie mir noch eine Frage, Herr Musikdirektor! warum haben Sie bei Ihrer reichen compositorischen Thätigkeit nicht schon die Kleinigkeit daran gewandt?“

„Junger Mann! das ist sehr bald gesagt, aber nicht so leicht ausgeführt. Ich bin Familienvater und kann von den fünfzehnhundert Thalern, welche mein Einkommen repräsentiren, nichts entbehren. Privatvermögen ist nicht vorhanden. Mit Ihnen aber ist es etwas anderes. Sie sind jung, besitzen die nöthige Dosis Selbstvertrauen, haben schlimmstenfalls Muth genug, eine kleine Schlappe zu ertragen. Ihnen kann es unmöglich auf ein Tausend Thälerchen ankommen!“

„Ich danke Ihnen, Herr Musikdirektor! leben Sie wohl!“

Das ironische Lächeln, welches ich an dem hochachtbaren Manne so wenig leiden konnte, war wieder vorherrschend in seinen Zügen; doch gab das meine ihm dies Mal wenig nach, und so schieden wir wie ein Paar bissige Hunde von einander.

Tief verstimmt traf ich zu Hause ein. So

sollte mein Wirken also seinen Abschluß gefunden haben? Mein Ruf als Tondichter sollte sich an nichts anderes knüpfen, als an einige Tänze, Sonaten, Lieder und Salon-Phantasien? Nichts Großes sollte der Nachwelt aufbewahrt bleiben? Unbekannt und ungesucht, wie ich gelebt, sollte ich auch zu Grabe gehen? Ich sollte mich wohl gar selbst überleben, insofern ich die Werke meines Genius unbetrauert im Grabe der Vergessenheit versinken sah?

Da war es mir, als flüstere eine leise Geisterstimme mir in's Ohr: „Thor, der Du bist, Dich für groß zu halten, wo in jedem Zuge Deines Wesens sich nur die Kleinheit offenbart. Wärest Du es, die Größe hätte sich bereits in der geringsten Deiner kleinen Tonschöpfungen gezeigt, wie die Gottheit im einfachen Gänseblümchen sichtbar ist. Wärest Du eine Koryphäe in Deiner Kunst, die Welt wüßte es längst! und wenn Du auch erst sterben mußt, um die volle Anerkennung davon zu tragen, ein Theil dieser Anerkennung würde Dir nicht versagt werden. Nach Deinen Walzern und Quadrillen würde die Jugend auf den Bällen tanzen. Deine Lieder wären Eigenthum des Volkes. Auf den Straßen, in den Schulen hörte man sie klingen. Nach Deinen Märschen stürmten die Sol-

daten gegen den Feind und Deine Phantasien entzückten die Ohren der Gäste in den Salons der Aristokratie, wie in den Familienzirkeln des Bürgerstandes. Und bei dem ersten Lautwerden des Gerüchts, Du habest eine Oper geschrieben, würden tausend Hände sich nach dem Werke ausstrecken, um es weiterzutragen durch alle Welt. —

Nein! von dem allen lag nichts vor. Die Aufmerksamkeit, welche das musikalische Publikum meinen Werken zuwandte, war eine getheilte, der Kreis meiner Verehrer ein beschränkter. Der Beifall, welcher mir gespendet wurde, verrauschte schnell im Strom der Alles verschlingenden Zeit. Nur ich allein war es, der jedes kleine welke Lorbeerblatt, welches vor meinen Füßen niederfiel, begierig aufhob und zum Kranze wand, um ihn gelegentlich um das Haupt zu schlingen. Ich allein kam mir bedeutend vor, während tausend Repräsentanten von Geist und Genie täglich an mir vorüberschritten, ohne nur den Blick nach mir zu wenden und ein oberflächliches: „Grüß Gott, Herr College!“ zu rufen.

Das waren wieder Stunden des Zweifels, der Muthlosigkeit, wie sie in dem Dasein des Künstlers so häufig sich einstellen.

Am folgenden Tage begab ich mich mit der Partitur des „David“ zu meinem Verleger; es mußte doch ein Versuch gemacht werden, dem mit soviel Ernst und Mühe in's Leben gerufenen Werke einen Halt zu geben, allein, wie ich es vorausgesehen, so geschah es. Der Musikalienhändler hatte keine Verwendung und Alles, wozu er sich bereit erklärte, bestand in dem Abdruck einiger Arien und Finalsätze von besonders hervorragender Schönheit. „Aufführen! aufführen!“ rief er mit so wichtiger Miene, als gelte es, die heilige Cäcilie in Person zu citiren, „eine Oper druckt man nicht, man führt sie auf.“

Ich packte das Manuscript ein und sandte es unter sorgfältigem Siegelverschluß an die Intendanz eines kleinen deutschen Hoftheaters. Mochte es die Runde auf allen Hofbühnen machen, schließlich fand es doch einmal Gnade vor den Augen irgend eines anspruchlosen Publikums und dann mußte die Oper ja bekannt und berühmt werden.

Wenige Tage später erhielt ich einen Brief vom Hofkapellmeister Schweiger. Er enthielt die Aufforderung, mich um die erledigte zweite Stelle bei der Direktion der Hofmusik zu bewerben und, da er mir für die Verleihung dieser Stelle garantiren könne, meine Entlassung aus dem Militair-

Verbande nachzusuchen. Eine persönliche Unterredung, welche ich noch an demselben Tage mit Schweiger herbeiführte, bestätigte mir die Solidität und das Vortheilhafte des Anerbietens und so nahm ich keinen Anstand, die Vorgesetzten mit meinen neuen Aussichten bekannt zu machen.

Wiewohl man mir die Versicherung gab, daß man mich ungern scheiden sähe, blieb ich doch dem einmal gefaßten Vorsatz treu und mein Entlassungsgesuch wurde an maßgebender Stelle zur Vorlage gebracht und da man an dieser maßgebenden Stelle meine Betheiligung an der Hofmusik nur wünschte, erledigte die Angelegenheit sich schneller, als ich geglaubt, und kurze Zeit darauf stand ich an dem Dirigentenpulte des Opern-Orchesters, umgeben von einer Schaar tüchtig geschulter Virtuosen. — —

Als zweiter Dirigent lag mir die Leitung der Balletmusik und der Tanzdivertissements ob. Wie in eine neue Welt versetzt kam ich mir vor, als ich Blumenfeen, geflügelte Genien, Nymphen, Willys und Grazien nach den Tonwellen, welche mein Taktstock vorschrieb, über die weltbedeutenden Bretter schweben, hüpfen, springen und galoppiren sah. Ich freute mich der anmuthigen Gruppen, der reichen, plastischen Bilderpracht, des bunten, hier tragischen, dort komischen Lebens und Treibens, welches zu-

gleich anregend und belebend auf meine Phantasie einwirkte. Und meine Einbildungskraft feierte ihre Triumphe in der Vorstellung, daß ich der Zauberer sei, der mit seinem Zauberstabe diese glänzende, schimmernde Schmetterlingswelt beseelte, jene Welt des Lampenlichts und des erborgten Glanzes, welche der Abend gebiert und die Nacht verschlingt.

Eine große Anzahl meiner Ballet- und Tanzkompositionen fällt in diese Zeit, die ich als die fruchtbarste meines produktiven Wirkens bezeichnen muß, wozu übrigens ein Vorfall nicht unwesentlich beitrug, der bald darauf eintrat und meinem inneren Leben neuen Schwung und Halt verlieh.

Die Carnevalszeit war herangekommen, mit ihr die Epoche der reizenden Opernhausbälle, welche den Culminationspunkt der Wintersaison bilden. Welch ein verzweifelter Wettlauf nach Billets hatte stattgefunden! wie viel Thränen waren geflossen aus den Augen aller der schönen Frauen, welchen die Beschränktheit der Räumlichkeiten, die strenge Gewissenhaftigkeit der Intendanz die heißersehnte Eintrittskarte versagt hatten. Wie viele Montechi und Capuletti hatten sich gebildet durch die vermeintliche Bevorzugung dieser oder jener in der Hofsonne wandelnden Familie. Unbekümmert um alle Thränen, Bitten, Wuthblicke und Sticheleien

rückte der wichtige Abend heran. Die mächtigen Räume des Opernhauses waren zu einem glänzenden Feentempel umgeschaffen. Prächtige Equipagen rollten vor. Im Foyer drängten sich reichgallonirte Diener. Die Flammenstrahlen der Lüstres brachen sich in Tausenden von Brillanten. Ein schillerndes Meer von Farben, Sternen und Blumen, wohin das Auge sich wandte. Zwei Orchester waren an den Endpunkten des ungeheuren Saales placirt. Schweiger dirigirte die Musik zur Rechten, ich zur Linken. Schon war die Polonaise beendet. Das Musikcorps meines älteren Collegen spielte einen reizenden Walzer von Strauß. Ich tauchte einen Augenblick in das verführerische Gewoge, um einige jener strahlenden Berühmtheiten zu mustern, die gleich Sonnen aller Blicke auf sich ziehen und ohne welche man sich einen glänzenden Subscriptionsball schlechterdings nicht denken kann. Ich war in der Nähe eines alten strammen Militairs in fremdländischer Uniform stehen geblieben, dessen breite Brust mit Orden förmlich besät war. Nie in meinem Leben glaubte ich eine so reiche Auswahl von Sternen, Kreuzen, Schleifen und Gold- und Silberverschnürungen gesehen zu haben. Um nicht durch meine unzeitgemäße Neugierde aufzufallen, wollte ich eben eine andere Type dieser

Gesellschaft studiren, als ich eine Hand auf meine Schulter fühlte.

Ich wandte mich um. Prinz Adolph von H...., zur Zeit Generalmajor in der Armee, welcher sich für meine Kompositionen lebhaft interessirte und mir bereits mehrfache Beweise seines Wohlwollens gegeben hatte, stand vor mir.

„Nun, lieber Lebrence?" redete er mich in seiner gewohnten leutseligen Weise an, „es ist ein heißer Abend nicht wahr?"

„Ja, Hoheit! die vielen, vielen Sonnen!"

„Und die wenigen schattenspendenden Palmen! Apropos! wollen Sie sich nicht durch ein Tänzchen abkühlen?"

„Ich danke, Hoheit! meine Pflicht ist es, zum Tanze anzuregen, nicht aber, mich anregen zu lassen!"

„Für einige Minuten dürften Sie entbehrlich sein. Tänze kann jedes einigermaßen geschulte Orchester ohne Dirigenten spielen!"

„Sehr richtig, Hoheit! allein ein guter Soldat darf seinen Posten nicht verlassen. Ich komme mir an meinem Pulte vor wie der Kapitain auf der See am Steuerrade. Der Sturm ist groß. Tausend junge Herzen in diesem ungeheuren Schiffe seufzen nach dem Hafen — die Musik allein ist im Stande, sie hinein zu führen!"

Ich mußte plötzlich abbrechen. Während unseres kurzen Gespräches hatte sich eine jener müßigen Gruppen um uns her gebildet, wie sie die Neugierde, oder die Sucht, sich durch ein Lächeln oder eine Anrede ausgezeichnet zu sehen, zuweilen um Personen aus der höchsten Gesellschaft versammeln. Mein Blick war im raschen oberflächlichen Mustern der umstehenden Herrschaften plötzlich auf eine junge schlanke Dame im langen schneeweißen Atlaskleide mit rosafarbenem Seidenbesatz gefallen. Das interessante geistbelebte, obgleich ein wenig bleiche Antlitz, die langen Ringellocken, die ganze zwischen Jungfräulichkeit und frauenhafter Würde schwankende Haltung sagten mir, daß es die Gräfin Klara-Nanette von Seckendorf sei, welcher ich gegenüber stand.

Wie hatte sie sich verändert? Der reizende Ausdruck von Unschuld und Herzensgüte, welcher mich einst hingerissen, war geblieben, allein ein gewisses ernstes Sinnen, ein Zug leichter Melancholie verriethen, daß die ernsteren Seiten des Lebens ihr Recht geltend gemacht hatten, und dann das unnennbare Etwas, das Sichere, Elegante, Vornehme in der ganzen Erscheinung. Nein! das liebenswürdige Naturkind, das entzückt war, wenn ich es Klarinettchen nannte, war verschwunden.

Das war die Baronin Klara-Nanette von Wildenhausen, geborene Gräfin von Seckendorf. Ein einziger Augenblick genügte, um mich diese Wahrnehmung machen zu lassen.

Ob jemand aus der Gruppe um mich her mein plötzliches Erstarren bemerkte? Ich weiß es noch heut nicht. Vor meinen Augen flimmerte es. Die Lichter, die Blumen, die Diamanten gaukelten in einem sinnverwirrenden Chaos durcheinander und wie in einem Traum vernahm ich die halb wohlwollenden, halb sarkastischen Worte des Prinzen Adolph: „Steuern Sie ruhig weiter, lieber Musikdirektor!“ Ich fand keine Erwiederung auf diese Phrase. Es war mir, als müsse ich unbekümmert um den Schwarm ringsumher vor dem heimlich geliebten Götzenbilde auf die Knie sinken und der Gluth meines Innern im leidenschaftlichen Redestrom Ausdruck geben. Da verstummte die Musik drüben. Das besorgte Antlitz meines ersten Violinisten tauchte vor mir auf. Die halblaut geflüsterte Mahnung: „Herr Musikdirektor! wir müssen beginnen!“ rief mich „an das Steuerrad“ zurück. Wenige Augenblicke später war Alles vorüber, war das anmuthige Zauberbild meinen Blicken verschwunden. Wieder war ich der Handlanger des Vergnügens, der Traumbeschwörer für Tausende

junger Herrzen, der Steuermann im Meer der Töne, welcher die Seelen an paradiesische Gestade führte. Nur meine Seele allein lag bleischwer auf dem tiefsten verödetsten Grunde dieses Meeres, für mein Herz gab es keinen traumbeschwingten Zauberstab. Die Fee, die einzig und allein im Stande gewesen wäre, diese Schätze meiner Brust an das Tageslicht zu locken, zum neuen Leben zu gestalten, war verschwunden. —

Und sie blieb es, mußte es bleiben! denn unumstößlich fest stand der Gedanke vor dem Auge meiner Seele: „Die Baronin Wildenhausen ist nicht Klarinette, und die lebhaftesten Erinnerungen an ihre erste Jugendschwärmerei sind nicht im Stande, sie Dir zurückzugeben!“

Ich marterte mich mit Vorwürfen ab. Alle die heißen, im Laufe der Jahre zurückgedrängten Empfindungen brachen sich mit siegender Gewalt Bahn. Wozu damals, als ich das Glück in meinen Händen hielt, diese ideale überschwängliche Liebe, die das Glück des geliebten Gegenstandes durch Entsagen zu begründen hoffte? Ich war tief unglücklich geworden und hatte nicht einmal die Genugthuung, die in der befriedigenden Ueberzeugung lag, daß mein heroisches Opfer ihr genützt.

„Warum —“ flüsterte die geheime eigensinnige

Stimme mir weiter zu: „warum sagtest Du damals nicht einfach zu dem Mädchen Deiner Wahl: „Klarinette! ich liebe Dich und lege hiermit den Schwur ewiger Treue in Deine Hand. Harre aus, bis ich die Verhältnisse bezwungen und eine Lebensstellung erkämpft habe, die Deiner würdig ist. Harre aus und bleibe mir treu und wenn es Ewigkeiten dauert?“ Sie würde es gethan haben, denn ihr Charakter war groß und reich wie ihr Herz.

Aber wo nun und wie sie lebte, das mußte ich wenigstens erfahren können. Ich glaubte ruhiger sein zu können, wenn ich vollständige Gewißheit hatte.

Schon am folgenden Tage begann ich mit meinen Nachforschungen, allein sie sollten fruchtlos sein. Einen Baron von Wildenhausen wies so wenig der Wohnungsanzeiger wie das Einwohner-Meldeamt nach. Dagegen fand ich den Namen in der Fremdenliste verzeichnet. Ein königlich sächsischer Finanzrath von Wildenhausen war mit seiner Gemahlin und Tochter in einem der fashionablen Hotels unter den Linden abgestiegen und nach kurzem Aufenthalt in der Residenz wieder abgereist. —

Die junge Gräfin war also ihrem Stande

entsprechend verheirathet und bereits Mutter. Es war das Alles verhältnißmäßig rasch genug gekommen. Sie konnte also immerhin nicht unglücklich sein und ich hatte kein Recht, zu zweifeln.

In der Beherzigung dieses Gedankens erzwang ich mir die Ruhe allmählig wieder. Der Segen der Arbeit, der Erfolg meines Schaffens thaten das ihrige, um mich von zwecklosen Grübeleien abzuziehen. Schweiger konnte in Folge seines Alters und chronischer Kränklichkeit seine Functionen nicht mehr mit der gewohnten Frische und Rührigkeit ausüben. Ich wurde zu seiner Vertretung bestimmt und benutzte die mir verliehene Autorität, um die Aufführung seiner besten Opern anzustreben. Es war die höchste Zeit. Der Hofkapellmeister stand mit einem Fuß bereits im Grabe. Ich konnte und wollte nicht einsehen, warum man mit der verdienten Anerkennung so lange warten sollte, bis er vollständig unter dem grünen Rasen lag.

In der That drang ich mit meinen Anträgen durch und die Inscenirung, die Anfertigung der Decorationen und das Einstudiren der Gesang- und Instrumentalpartien wurde mit großem Eifer betrieben. An einem wunderschönen Tage in der ersten Hälfte des Mai war es, als die Oper „Ar-

minius von Gotthold Theodor Schweiger" zum ersten Male angekündigt wurde. Die Billets waren bereits am Vormittage zu erhöhten Preisen verkauft worden. Vor den Portalen drängten sich die fliegenden Textbuchhändler. Karosse auf Karosse fuhr vor und mit dem Beginn der Ouvertüre waren sämmtliche Plätze besetzt. Ob der Schöpfer der Oper im Hause anwesend war, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Eine Eintrittskarte zum ersten Rang war ihm zugestellt worden, allein es verlautete auch, daß er in der letzten Zeit kränker als je gewesen sein sollte.

Ich konnte mich bei diesen Einzelnheiten nicht aufhalten. Die Ouvertüre war beendet, der Vorhang flog in die Höhe. Sänger und Sängerinnen nahmen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Rolle des Arminius wurde von dem ersten Heldentenor seiner Zeit dargestellt. Das Publikum war entzückt. Das mächtige Haus erdröhnte vom Beifallssturm. Als der erste Akt zu Ende, wurde der Komponist stürmisch gerufen.

Er erschien nicht und damit gewann ich die Ueberzeugung, daß Schweiger überhaupt nicht anwesend sei. War er kränker geworden? Eine dunkle Ahnung folterte mich. Nichts anderes ja konnte ihn zurückhalten. Er hatte bereits zu oft zwischen

Bühne und Zuschauerraum gestanden, um die blendenden Irrlichter der ersteren, die tausend Augen der letzteren zu scheuen. Inzwischen nahm die Oper ihren Fortgang. Darsteller und Musiker wetteiferten, um ein möglichst vollständiges Ensemble zu erzielen. Die Spannung steigerte sich von Scene zu Scene. Das Publikum blieb in einem Applaudiren. Mir selbst war es, als offenbare sich in dieser einfachen, edlen, dem klassischen Styl so nahe verwandten Musik ein herrlicher und hoher Geist, wie man ihn in der unscheinbaren körperlichen Hülle des Mannes nimmer vermuthet. Es erschien mir plötzlich ein unauflösliches Räthsel, daß diese originellen, feurigen, erhabenen, mit soviel Sorgfalt durchgearbeiteten Gedanken sich nicht längst die Bretter erobert hatten. Als der Vorhang endlich fiel, schien sich die Aufregung im Parquet und den oberen Logen bis zur Raserei zu steigern. Das Publikum begehrte stürmisch denjenigen zu sehen, der es verstanden hatte, die Herzen so wunderbar zu erschüttern, die Seele in ihren geheimsten Tiefen vibriren zu lassen.

Da plötzlich rauschte der Vorhang noch einmal in die Höhe und von dem Regisseur und dem Sänger des Arminius geführt, schwankte der Komponist der Oper auf die Bühne, ein Bild körperlicher Hin-

fälligkeit und Erschöpfung. Aber die Augen leuchteten, die gebeugte Gestalt reckte sich mit letzter gewaltiger Anspannung noch einmal empor, um in äußerlich würdiger Weise dem Publikum zu danken. Da war kein Auge, das nicht eine Thräne hatte, kein Mund, der nicht ein Bravo hervorstieß, keine Hand, die sich nicht zum Applaudiren geregt hätte. Ein Lorbeerkranz flog aus einer der Prosceniumslogen zu seinen Füßen. Blumenbouquets wurden von hüben und drüben geworfen.

In dem Antlitz des Mannes zuckte es seltsam. Die freudebewegte Künstlerseele kämpfte den letzten schweren Kampf mit den fliehenden Lebensgeistern. Eine Thräne rollte über die gefurchten Wangen. Er verbeugte sich schwankend. Sein brechendes Auge glitt mit einem rührend dankbaren Ausdruck über mich hin. Es mußte ja dem Manne danken, der das Unerhörte gewagt und eine der im Pulte begrabenen Opern zur Aufführung gebracht. Dann wurde dieses Auge plötzlich starr. Ein merkliches Zittern erschütterte die Gestalt, die plötzlich zusammenbrach und während der Vorhang fiel, langsam auf den Fußboden niedergelassen wurde. Einen Augenblick herrschte Todtenstille im Zuschauerraum, während die Zunächstsitzenden ein lautes Hin- und Herrennen auf der Bühne vernahmen. Dann trat

der Regisseur langsam mit ernstem Antlitz vor und meldete im feierlichen Tone:

„Der Herr Hofkapellmeister Schweiger ist soeben verstorben!“

Tief erschüttert verließ das Publikum den Tempel der Tonkunst, durch Schweigen das zu spät erkannte Wirken des Mannes ehrend, und auch ich mußte hinaus in's Freie, um draußen in der milden Kühle des Abends der wildurcheinander streitenden Empfindungen meines Innern Herr zu werden. Ich schlug den Weg nach dem Thiergarten ein, ununterbrochen mit dem Gedanken an den geschiedenen Kollegen beschäftigt. Der Musikdirektor A . . ., der erste Violinist des Corps, holte mich ein und theilte mir im Vorübergehen mit, wie Schweiger daheim bereits schwer krank darnieder gelegen, bei der Nachricht von der überaus günstigen Aufnahme seines Arminius sich jedoch ermannt und darauf bestanden habe, nach dem Opernhause geführt zu werden. Mit Mühe hatte man ihn angekleidet und in einen Wagen geholfen. Nur wenige Minuten war es ihm gegönnt, seinen Triumph zu genießen. Der Tod hatte ihn in dem Augenblick ereilt, in welchem er den Lorbeerkranz auf's Haupt drücken wollte.

Der diensteifrige Freund empfahl sich und mir

war es recht, denn ich wollte ihn die Thräne nicht sehen lassen, die meinem Auge entfiel. Es dünkte mir schön, so zu sterben, angesichts des schwer errungenen Preises. Wie ein Feldherr kam der Geschiedene mir vor, der nach langem Kampfe die Schlacht gewonnen und in dem Moment von der raschen Kugel durchs Herz getroffen wird, in welchem ihm die Nachricht des errungenen Sieges zu Theil wird. Ich schritt unter den grünen Laubgewölben hin, rasch und und unaufhaltsam, von dem unwiderstehlichen Drange nach körperlicher Ermüdung getrieben, um die Erregtheit meines Innern weniger zu fühlen.

Spät war's, als ich endlich mein Zimmer erreichte, das seit meinem Ausscheiden aus dem Militair-Verbande in einem eleganten Hause der Friedrichsstraße belegen war. Ein Brief, der sich in der fahlen Dämmerung leuchtend von der dunklen Tischplatte abhob, fesselte sogleich beim Eintritt meine Aufmerksamkeit. Ich zündete Licht an und warf einen Blick auf die Adresse. Feine weibliche Schriftzüge waren es, welche mir in's Auge fielen. Das Siegel zeigte ein Wappen. Von leicht erklärlicher Neugierde ergriffen, löste ich es und las zu meinem Erstaunen die Worte:

„Mein Herr! zwei Damen aus den besten

Familien, welche lediglich in der Absicht nach der Residenz gekommen sind, um der Aufführung der vielbesprochenen Oper „Arminius von Schweiger" beizuwohnen, konnten aller Mühe ungeachtet nicht in den Besitz der erforderlichen Einlaßkarten gelangen. Aeußerem Vernehmen nach sollen sämmtliche Billets bereits vergeben sein. Doch dürfte Ihnen, als dem dirigirenden Maestro das Unmögliche möglich sein. Wir erlauben uns, Sie um Ihre gütige Verwendung in dieser Beziehung zu bitten. Es wäre überflüssig, zu bemerken, daß wir für alle Ihnen erwachsenen Unkosten aufkommen.

Es wird, wir hoffen es mit Bestimmtheit, — Ihnen, dem unumschränkten Gebieter des Polyhymnia-Tempels, sicher gelingen, zwei Parquet-Billets noch in der zwölften Stunde zu erstehen. Haben Sie die Güte, dieselben bis heut Nachmittag 6 Uhr in das Hotel royal zu senden. Im Voraus herzlichen Dank für Ihre Gefälligkeit. Entschuldigen Sie unsere Zudringlichkeit, die nur dem Herzenswunsche entspringt, ein so bedeutendes Kunstwerk, wie die Arminius-Oper sein soll, kennen zu lernen und seinem Schöpfer die übliche Verehrung darzubringen. In Hochachtung

Klara, Baronin zu Wildenhausen."

Das Blatt zitterte in meiner Hand. „Sie ist

hier! Du sollst sie wiedersehen, sie sprechen!“ tönte es jubelnd in mir, „und das verdankst Du dem Freunde, dessen Scheidestunde Du versüßtest.“ Wild und rasch stürmten die verschiedensten Gedanken auf mich ein. Was bewog die Baronin, sich gerade an mich zu wenden, um in den Besitz der gewünschten Einlaßkarten zu gelangen? War ihr Interesse an dem Werke des geschiedenen Freundes wirklich ein so großes, daß sie auch den fernliegendsten Versuch nicht scheute, um eine Eintrittskarte zu erlangen?

Es mußte wohl so sein. Ihr Wesen war ja so groß und rein angelegt, ihr Gefühl für alles Schöne und Edle ein so lebhaftes, daß ich an der Wahrheit ihrer Worte nicht im Geringsten zweifeln konnte. Ich studirte den Poststempel auf dem Couvert. Er wies die Stunde 9—10 Uhr Vormittag nach. Von dieser Zeit an hatten mich die Geschäfte von meiner Wohnung fern gehalten. Mit den Schwierigkeiten in Betreff der Eintrittskarten hatte es seine vollkommene Richtigkeit gehabt. Die Händler hatten selbst einzelne Plätze im dritten Rang zu einem Friedrichsd'or verkauft.

„Aber die Oper wird ja morgen von Neuem aufgeführt!“ rief ich unwillkürlich und sofort bildete sich auch in mir der Entschluß, die Einlaß-

karten nachträglich den Damen zur Verfügung zu stellen und bei dieser Gelegenheit gleichzeitig meine Entschuldigung wegen der Verspätung anzubringen. Daß der heimliche Wunsch, die junge Dame wiederzusehen, bei diesem Entschluß die Hauptstimme hatte, gestand ich mir nur widerstrebend ein.

Mit leichter Mühe erhielt ich die Billets für ein Paar vortreffliche Parquetplätze und mit ihnen versehen, trat ich am nächsten Morgen nach einer schlaflosen Nacht die Wanderung nach dem von den Damen bewohnten Hotel an.

Ich hatte die sorgfältigste Toilette gemacht, aber ich wußte, daß ich blaß und angegriffen aussah, und diese Ueberzeugung war nicht gerade geeignet, meiner Haltung ein festeres, selbstbewußtes Gepräge zu verleihen. Das Herz klopfte mir fast hörbar, als ich endlich in dem Salon stand, welchen ein Bedienter mir bezeichnet hatte, aber die vollständigste Verwirrung trat erst an mich heran, als eine Glasthür sich unhörbar öffnete und Klara-Nanette auf der Schwelle erschien.

Wo hatte ich meine Augen auf dem Opernballe gehabt, daß sie mir verändert, und zwar gereifter, von imponirender Würde umflossen, erschienen war? Das war noch dieselbe holde jungfräuliche Erscheinung mit dem Ausdruck idealer

Unschuld und liebenswürdiger Naivetät in den reizenden Zügen, wie sie vor meiner Phantasie stand. Hier in dem langen rosafarbenen Cachemirkleide, das so züchtig und anmuthig die graziöse Gestalt umfloß, mußte ich die Ueberzeugung gewinnen, daß weder die Jahre noch der Wechsel in den Verhältnissen der jungen Dame irgend welchen Einfluß auf ihre bestimmt ausgeprägte Eigenartigkeit geübt hatten.

Und da standen wir nun einander gegenüber, sie erröthend, sichtlich überrascht und verwirrt von dem unvermutheten Zusammentreffen, ich nicht minder verlegen gefesselt von dem bestrickenden Liebreiz und eine klägliche Rolle spielend in dem Haschen nach einer passenden Anrede.

„Frau Baronin!“ stammelte ich endlich, hielt aber betroffen inne vor dem verwundert fragenden Blick ihrer großen dunklen Augen.

„Zu wem wünschen Sie eigentlich, mein Herr?“ fragte sie ruhig, obwohl es durch die silberreine Stimme wie leichtes Zittern klang.

„Die Frau Baronin von Wildenhausen hatte die Güte, mich mit einigen Zeilen zu beehren,“ erwiderte ich und strengte alle meine seelischen Kräfte an, um meine Fassung zu behaupten, „es handelte sich um zwei Eintrittskarten für die Oper!“

Gleichzeitig zog ich das Schreiben hervor und faltete es auseinander.

Allein die junge Dame nahm von demselben keine Notiz. Ruhig öffnete sie die Glasthür und rief hinaus: „Klara! . . . bitte einen Augenblick!“

Nun geschah, was zu finden ich nimmer erwartet. Eine zweite Klara-Nanette erschien plötzlich in dem Rahmen der Thür, nur um eine Kleinigkeit größer und voller in der Figur, als die vor mir stehende, im Uebrigen zum Verwechseln ähnlich, dasselbe Haar, dieselben wunderbar zum Herzen dringenden Augen, derselbe Ausdruck von Herzensgüte und Adel der Seele. Und dennoch, dennoch ein Unterschied, der einem scharfen Forscher auf dem Gebiete der aristokratischen Madonnengesichter unmöglich entgehen konnte. Diese Klara war eine Frau, aber die andere war ein Mädchen, war die Klarinette aus dem Schlosse Seselitz. Und diese Klara war es, welche auf dem Opernhausballe so verheerend in mein innerlichstes Gefühlsleben eingegriffen, insofern sie die alten Erinnerungen gewaltsam zu neuen Hoffnungen und neuen Sehnsuchtsschmerzen verkörpert hatte. War noch irgend ein Zweifel möglich, so mußte dieser schwinden, als die ersterwähnte Dame sich

im leichten Converſationstone mit den Worten an die letztere wandte:

„Dieſer Herr wünſcht Dich zu ſprechen!“

Und ohne nur einen Blick nach mir zu wenden, ſchritt ſie gleichmüthig hinaus und ſchloß die Thür ſo ruhig, als ließe ſie den oberflächlichſten Beſuch von der Welt hinter ſich.

„Ich bitte, mein Herr!“ ſagte die Baronin mit ein Wenig ceremonieller Freundlichkeit und deutete auf einen Seſſel, „ich glaube zu errathen, welchem Umſtande ich die Ehre Ihres Beſuches verdanke.“

„Es handelt ſich um die gewünſchten Einlaß-karten, gnädige Frau!“

„Ganz recht und ich bin Ihnen eine Erklärung für mein unmotivirtes Anſinnen ſchuldig. Unſere Neugierde, die Oper kennen zu lernen, war ſehr groß. Die Zeitungen hatten ſoviel darüber geſchrieben und unſere Bemühungen waren durchaus vergeblich geweſen. Da erinnerte ſich meine Couſine, die Comteſſe Nanette von Seckendorf —“

„Ach!“ mußte ich die Erzählerin unterbrechen, denn die verſchiedenartigſten Empfindungen ſtürmten urplötzlich auf mich ein.

„Nicht wahr? Sie erinnern ſich auch,“ fuhr ſie mit freundlichem Lächeln fort. „Es iſt zwar

schon eine geraume Zeit her, aber Klarinettchen kam sofort auf Sie zurück, als wir Ihren Namen hörten. Heinrich Lebrence, nicht wahr?"

„So ist mein Name, gnädige Frau!"

„Und ein recht berühmter Name. Wir haben auch mehrere Ihrer Klavierkompositionen. Man sagte uns, daß Sie sich um die Schöpfungen des verstorbenen Hofkapellmeisters sehr verdient gemacht hätten, ein Zug großherziger anerkennenswerther Humanität."

„Es ist meine Schuldigkeit, Frau Baronin, das Verdienst zu ehren, wo ich es finde und dem Talent eine Bahn zu eröffnen, wo ich es entdecke."

„Und dadurch selber die Ehre und den Ruhm an Ihren Namen zu heften," ergänzte die Baronin. „Es ist uns durchaus angenehm, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben und auch mein Gemahl wird sich freuen, wenn ich ihm von Ihnen erzähle. Er interessirt sich sehr für die neuere Richtung in der Musik, leider wurde er durch dringende Amtsgeschäfte abgehalten, uns zu begleiten!"

„Ich bedaure lebhaft, gnädige Frau, daß es nicht in meiner Macht stand, Ihnen zu dienen. Ihr werthes Schreiben erreichte mich viel zu spät!"

„Ich konnte es mir denken," unterbrach sie lebhaft, „aber ich bitte nochmals inständigst um Ver-

zeihung, wenn ich Ihnen irgend welche Mühwaltungen verursacht haben sollte. Im Uebrigen haben wir ja heut Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen, indem uns die Acquisition zweier Parquetplätze gelungen ist."

Damit war deutlich genug gesagt, daß man meiner Mitwirkung nicht mehr bedurfte und so empfahl ich mich mit einigen phrasenhaften Abschiedsworten, die höchstens meine Unfähigkeit, auf dem Parquetboden eines Salons zu manövriren, darthun konnten. Erst als ich die Straße erreicht hatte und nun noch einmal die durchlebte Scene an meinem Geiste vorüberführte, gewann der Aerger in mir die Oberhand. Mochte hier ein feiner Schachzug seitens der jungen Gräfin oder in der That das vielbesprochene Kunstinteresse zu Grunde liegen, auf alle Fälle glaubte ich mich höchst ungeschickt und linkisch benommen zu haben. Warum hätte ich nicht das Gespräch auf die alten Zeiten hinüberleiten, nach dem Befinden der jungen Dame, ihren jetzigen Verhältnissen u. s. w. fragen sollen? Nun war die Gelegenheit für immer vorbei. Sicherlich verließen die Damen in kürzester Frist die Residenz und die Möglichkeit, sie wiederzusehen, blieb für immer ausgeschlossen. —

Am folgendem Morgen erfuhr ich, daß

Schweiger mir in seiner letzten Willensverfügung die Sichtung seines gesammten musikalischen Nachlasses übertragen und mich gleichzeitig testamentarisch mit einer Tantieme an den Einkünften bedacht hatte, welche aus seinen von mir zur Aufführung vorgeschlagenen Opern erwachsen würden.

Inmitten all' der anstrengenden Arbeiten, die nunmehr an mich herantraten, verließ mich jedoch der Gedanke an die junge Gräfin nicht eine Minute. Ich setzte alle Hebel in Bewegung, um etwas über ihre persönlichen Verhältnisse zu erfahren. Daß ihre Hand noch frei war, glaubte ich mit ziemlicher Gewißheit annehmen zu dürfen, wie es mit ihrem Herzen stand, konnte nur sie allein mir sagen.

Um darüber genaue Auskunft zu erhalten und damit gleichzeitig zu erforschen, welche Hoffnungen noch für mich im Zeitenschooße verborgen lagen, entschloß ich mich, an Klara-Nanette zu schreiben. Eine schriftliche Aussprache schien mir das geeignetste Mittel, die alte Klarheit und Ruhe wieder in meine Seele zurückzuzaubern. Mit der gewohnten Raschheit ging ich ans Werk und verbrachte den größten Theil der Nacht damit, der Geliebten in einem langen Briefe mein ganzes inneres Leben zu enthüllen. Ich schilderte ihr, zu welchen großen

und kühnen Unternehmungen der Gedanke an sie mich begeistert, wie weder der Ruhm noch das Gold, sondern einzig und allein ihr Bild am Ziele meiner Laufbahn gewinkt, und wie ich auf dieses Ziel losgeschritten sei, ohne einen Blick auf die falschen Freuden zur Rechten und Linken zu werfen, welche ja in der Regel die begabtesten Männer häufig von dem strengen Pfade abziehen, den die Kunst erfordert. Ich kam auf unser früheres schönes und inniges Verhältniß zurück, dem ich ja nur in der Erwartung entsagt hätte, daß ein edlerer, größerer und besserer Mann aus ihrem Stande die Mission, sie glücklich zu machen, erfüllen würde; wie sich jedoch diese Hoffnung leider nicht verwirklicht zu haben scheine und ich mich daher nach wie vor als ihren innigsten und besten Freund betrachte. Ich bat sie, mir unumwunden und freimüthig, wie es einmal in ihrer Natur lag, zu sagen, ob und welche Hoffnungen ich noch für die Knüpfung eines innigeren Bündnisses hegen dürfe. Meine äußere Stellung sei eine der geachtetsten und bestfundamentirtesten der Residenz und sei ich vollkommen in der Lage, ihr ein ihrer würdiges Loos zu bieten.

Noch manches andere fügte ich hinzu, von dem ich glaubte, daß es zu meinem Vortheil sprechen

könnte. Es war in der dritten Morgenstunde, als ich die Feder bei Seite legte und das Geschriebene überlas.

Eine sehr kühne und unumwundene Sprache war es jedenfalls; und sie allein konnte der Leserin schon ein Gesammtbild meines Charakters geben, der sich im Kampf mit der Welt gebildet hatte. Jedenfalls mußte dieses Schreiben den gordischen Knoten durchhauen und das war vor der Hand die Hauptsache.

Früher als ich zu hoffen gewagt, traf die Antwort ein. Zitternd hielt ich das feine rosenfarbene Papier in der Hand, welches in wenigen einfachen Zeilen mein Schicksal für immer feststellte. Die Ungewißheit dauerte nicht lange. Mein Herz brach in einen Jubelruf aus, während die Augen die nachstehenden Worte förmlich verschlangen:

„Mein Herr!

Ihren Brief, auf den ich beiläufig bemerkt, nun gerade seit einem Jahrzehent warte, habe ich erhalten. Der kurze Sinn Ihrer langen Auseinandersetzung gipfelt in den drei Fragen: „Klarinettchen! liebst Du mich noch? Bist Du mir treu geblieben? Und willst Du meine Frau werden?" Auf diese drei Fragen habe ich nichts weiter zu antworten, als ein noch kürzeres „Ja!" Ich erwarte

Sie unmittelbar nach Empfang dieses Briefes, um alles Weitere mündlich mit Ihnen zu besprechen. — Klarinette."

Zum zweiten Mal konnte ich dieses Schreiben nicht lesen, denn die Buchstaben tanzten vor meinen Augen wie ein Mückenschwarm im Sonnenschein. Der Kopf schwindelte mir. Das Herz hämmerte so ungestüm, als wolle es die einengenden Wände zersprengen. Ich warf einen Blick auf die Uhr. Der Zeiger wies auf halb zehn Vormittags. Noch eine halbe Stunde und ich mußte vor dem Dirigenten-Pulte im Orchesterraum des Opernhauses stehen und die Generalprobe zur Oper „Esther" leiten. Was lag daran, wenn ich einmal fehlte, nachdem ich Jahre lang meinen schwierigen Posten zur größten Zufriedenheit aller Collegen und Vorgesetzten ausgefüllt hatte? Sänger und Sängerinnen, Figuranten und Kammermusiker konnten warten. Auch mein Herz hatte Anspruch auf die Glückseligkeiten dieser Erde und ließ ich diesen Augenblick des Glückes vorübergehen, meine ganze übrige Lebenszeit reichte nicht hin, um ihn wieder einzuholen.

Ich sandte einen Boten nach dem Theater. Er sollte bestellen, daß Privatverhältnisse von der größten Wichtigkeit mich am Dirigiren heute ver-

hinderten. Dann legte ich meinen besten Anzug an, warf mich in eine Droschke und fuhr nach dem Hotel, welches mir ja in diesem Augenblicke mehr galt, als alle Opernhäuser der Welt.

Dies Mal war es die junge Gräfin selber, welche mir öffnete und mich in holder Verwirrung mit lieblichem Erröthen begrüßte.

Eine gewisse Befangenheit, als wir uns in dem kleinen lauschigen Gemache gegenüber saßen, ließ sich nicht so leicht verwinden. Offenbar befand die junge Dame sich unter dem Einfluß jener mädchenhaften Schüchternheit, die so häufig ihr lebhaftes Naturell, die köstliche Naivetät ihres Wesens durchzuckten und die sie in diesem Augenblick vielleicht mit einiger Scheu auf ihr allzu-rasches Ja zurückblicken ließ. Wären auch unsere Empfindungen für einander die alten geblieben, so hatten doch die Jahre manche Veränderung in unseren äußerlichen und innerlichen Verhältnissen hervorgerufen und diese zwischen uns liegende Kluft konnte nur mit der Zeit durch gegenseitiges Verständniß und Ineinanderleben ausgefüllt werden.

Ich erzählte von meiner Carriere, meinen militairischen Erlebnissen, meinen künstlerischen Bestrebungen. Klara-Nanette hörte mir mit der größten Aufmerksamkeit zu. Mehr als einmal

erhellte das liebenswürdige kindlich-frohe Lächeln ihre Züge, wenn meine Darstellungen in das Gebiet jener komischen Situationen hinüberstreiften, an denen das Soldatenleben nicht eben arm ist; aber die edelste Begeisterung verklärte das ideale Antlitz, wenn ich von meinen Erfolgen in der heiligen Kunst, von meiner glühenden Liebe zur Musik und meinem heißen schweren Ringen nach dem Lorbeer des Siegers sprach. Ihr Auge hing dann an dem meinen, als sei es die Welt, von der einzig und allein sie Anregung und Belebung empfangen könne. Es lag ein tief sinnender, schwärmerischer Ausdruck in diesen lieblichen Zügen, der mir mehr als die wortreichste Rede bestätigte, daß ich noch immer geliebt werde.

Dann theilte auch sie mir ihre bisherigen Erlebnisse freimüthig mit. Einfach genug waren ihr die Tage entschwunden. Die Mutter war vor einigen Jahren gestorben, das Gut Seselitz in andere Hände übergegangen. Seitdem hielt sie sich bei ihrer Verwandten, der Baronin von Wildenhausen auf. Ihrem Range entsprechende Heirathsanträge waren ihr allerdings gemacht worden, doch habe sie dieselben stets ablehnen zu müssen geglaubt, weil ihr Herz dabei nicht in Frage gekommen sei.

Wir waren mit dem Erzählen unserer Erlebnisse zu Ende gekommen und damit waren wir einander näher gerückt. Es war mir, als hätten wir uns nie getrennt, als säßen wir wieder Hand in Hand auf dem Balkon des Schlosses und schauten hinunter in den grünen Park, auch dessen Wipfel die Sonnenstrahlen wie freundliche Liebesboten huschten.

Lange saßen wir so. Wenn auch die Lippen schwiegen, die Herzen waren um so beredter.

„Klarinette!“ rief ich endlich, ihre Hand ergreifend.

„Heinrich!“ erwiderte sie und sah mir voll in's Auge, „war es unumgänglich nothwendig, daß Du gehen und mich zurücklassen mußtest mit der unendlichen Liebe zu Dir? Wußtest Du gar nicht, daß diese Liebe so vollständig in mein Wesen übergegangen war, daß ich an der Seite eines anderen Mannes niemals mehr glücklich werden konnte?“

„Es mußte sein, Klarinettchen! jede Liebe muß ihre Prüfungen bestehen. Ich sagte nicht, beim Abschied: Geliebte, schwöre mir Treue, bis ich die Kluft unserer verschiedenartigen äußeren Standpunkte ausgefüllt haben werde. Ich wollte Deinem jungen Herzen, Deinem blüthenfrischen

Naturell auch nicht die kleinste Fessel anlegen; allein ich ging mit dem festen Vorsatz, mich zu Deiner Höhe emporzuschwingen, durch Ausbildung meines Talents, durch Fleiß und Mühe Deiner würdig zu werden, —"

„Du warst es, Heinrich, ehe Du gingst. Du warst es durch Dein Herz! was haben äußere Verhältnisse, was haben Rang und Stand, was haben selbst Gold und Geist mit einer stillen glücklichen Häuslichkeit, einer harmonischen Ehe zu thun?"

„Nichts, wenn man mit der Geliebten allein auf der Welt ist oder auf einem meerumschlungenen Eiland wohnt, alles aber, wenn man unter Menschen lebt, die die Gesetze der sogenannten Convenienz zur Richtschnur ihres Handels machen und ihnen die Forderungen des Herzens und Gemüths unterordnen. Die Kluft zwischen unseren äußeren Verhältnissen hätte der Welt hinlängliche Veranlassung zur Einmischung geboten. Unausgesetzte Kritteleien und Sticheleien, wenn auch nicht Intriguen der mannigfachsten Art hätten allmählig unser Glück untergraben. Kein Stein hält dem unausgesetzten Tropf Stand. Nie Klarinettchen, würde die Welt es Dir verziehen haben, daß Du leichten Sinnes die Schranken übersprangst, welche sie

Jahrhunderte hindurch mit eiserner Consequenz festgestellt hat."

„Mein lieber Freund! was Du Gesetze der Convenienz nennst, — es sind veraltete Traditionen, die vor der Morgenröthe der Neuzeit erbleichen."

„Verzeihung, Klarinettchen! aber solltest Du wirklich Titan genug sein, um Dich in Reih und Glied zu stellen mit den berufenen Geistern, welche diese neuere und schönere Zeit heraufbeschwören?"

„Nein!" lächelte sie und fuhr gleich darauf mit hinreißender Liebenswürdigkeit fort:

„Aber Du mit Deinem großen starken und reichen Herzen wärest ein solcher Titan gewesen!"

„Wer weiß? Welt und Zeit sind starke Göttinnen, jedenfalls viel, viel stärker, als das arme kleine Menschenherz!"

„Das ist nicht wahr!" rief sie eifrig. „Du hast gezeigt, daß Du stärker bist als sie. Du stürztest die Welt, die sich in die meine drängen wollte. Oder warst Du es etwa nicht, der die Briefe meines sauberen Herrn Vetters an die Mama sandte und mich dadurch vor namenlosem Unglück bewahrte? Hat Deine Liebe nicht die lange Zeit unserer Trennung überdauert? Was

Du vollbrachteſt, ſollte das mir unmöglich geweſen ſein, Deiner beſten Schülerin?"

„Du wußteſt es alſo, daß jeder meiner Gedanken Dir gehörte?"

„Ich errieth Alles aus Deinen Schöpfungen, von denen keine mir entgangen iſt bis auf den heutigen Tag!" —

— — — — — — — — — — — — —

Sänger, Muſiker und Statiſten warteten und warteten und konnten nicht begreifen, was den ſonſt ſo peinlich pünktlichen Kapellmeiſter heut abgehalten haben konnte, ſeine ſtrenge Pflicht zu üben. Erſt drei Tage ſpäter, als ſie meine Verlobungs-Anzeige mit der Comteſſe Klara-Nanette von Seckendorf in den Zeitungen laſen, wußten ſie, was die Glocke geſchlagen und ein jeder beeilte ſich, ſeinen Glückwunſch darzubringen. Niemand fand etwas Auffälliges in der Verbindung der ſchönen reichen Ariſtokratin mit dem berühmten und geachteten Muſikdirektor Heinrich Lebrence. — —

Es war einen Monat nach unſerer in einem kleinen gewählten Kreiſe gefeierten Hochzeit. Ich ſaß neben der Gattin am Frühſtückstiſch und ſtudirte die Muſik- und Theaterrecenſionen in der eben eingetroffenen Zeitung, als der Bediente mit einem Brief eintrat. Ich erkannte die Handſchrift

meines Freundes Lehfeld und las, nachdem ich das Siegel gelöst, Folgendes:

„Verehrter Herr College!

Sie werden sich wundern, mich als Kapellmeister bei demselben Regimente zu sehen, in welchem unser ehemaliger Vorgesetzter beiderseits, der Herr Graf von Seckendorf, eine Compagnie kommandirt. Ja! ich habe auch Carriere gemacht und verhältnißmäßig rasch genug ist's gegangen. Was den Herrn Grafen betrifft, so ist er übel dran. Man sagt, er werde seinen Abschied nehmen müssen, weil er sich zur Contrahirung von Wechselschulden habe hinreißen lassen. Seine eifrigen Bewerbungen um eins der zahlreichen Goldfischchen hiesiger Stadt scheiterten wegen des ominösen Verhältnisses, in welchem der Genannte zu einer Statistin des hiesigen Stadttheaters, einer gewissen Cornelia Schwabe steht. Da ich gerade vom Stadttheater spreche — Sie wissen es wohl, daß Ihre Oper „David" allhier mit großem Erfolg in Scene gesetzt worden ist und seit 14 Tagen ununterbrochen an jedem Abend bei überfülltem Hause aufgeführt wird? Der berühmte Tenorist Formes, den Sie ja auch kennen, brillirt in der Titelrolle. — Sie Glücklicher! was brauchen Sie Talent, da Sie soviel Glück haben? Theilen Sie mir ein Wenig davon mit,

denn ich bin gegen Sie ein Stümper ersten Ranges!

Bitte, mich Frau Gemahlin zu empfehlen.

Ihr Lehfeld."

Klarinette hatte, an meinem Arm hängend, den Brief gleichfalls gelesen. Sie wiederholte laut die letzten Worte, mit welchen der Freund sich ein so schroffes Armuthszeugniß ausstellte und fügte lächelnd hinzu:

„Bilder zeichnet manche Feder,
Mancher Narr macht ein Gedicht.
Komponiren kann ein Jeder,
Doch in Tönen dichten nicht!

Aber Du kannst es, Du, der Beherrscher der Klarinette!"

Ende.

Neue Romane

aus dem

Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena.

Ein Gentleman.

Geschichte eines jungen Mannes.

Roman

von

Franz von Nemmersdorf.

4 Bde. 8. broch. Preis 5½ Thlr.

Groß-Busekow.

Humoristischer Kriegs-Roman

von

A. von Winterfeld.

3 Bde. 8. broch.

☞ **Vorstehende Neuigkeiten verließen soeben die Presse und sind in jeder guten Leihbibliothek vorräthig!**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Aus der Knabenzeit.

Von **Karl Gutzkow.**

2te umgearbeitete Ausgabe.

8. eleg. broch. 1 Thlr. 12½ Sgr.

(Gesammelte Werke. I. Serie I. Band.)

Kleine Romane und Erzählungen.

I. Band.

Von **Karl Gutzkow.**

2te umgearbeitete Ausgabe.

Das Johannisfeuer — Der Wärwolf — Der Emporblick — Eine Phantasieliebe — Seraphine.

8. eleg. broch. 1 Thlr. 12½ Sgr.

(Gesammelte Werke. I. Serie II. Band.)

Kleine Romane und Erzählungen.

II. Band.

Von **Karl Gutzkow.**

2te umgearbeitete Ausgabe.

Die Wellenbraut — Die Selbsttaufe — Die Nihilisten — Die Courstauben — Das Stelldichein — König Franz in Fontainebleau — Die Diakonissin.

8. eleg. broch. 1 Thlr. 12½ Sgr.

(Gesammelte Werke. I. Serie III. Band.)

Kleine Romane und Erzählungen.

III. Band.

Von **Karl Gutzkow.**

2te umgearbeitete Ausgabe.

Der Sadducäer von Amsterdam — Schauspieler vom Hamburger Berge — Die Königin der Nacht — Jean Jacques — Arabella — Der Prinz von Madagaskar — Vergangene Tage — Novellistische Skizzen.

8. eleg. broch. 1 Thlr. 12½ Sgr.

(Gesammelte Werke. I. Serie IV. Band.)

Druck von G. A. Brodmann in Erfurt.

Messerer.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zastrow, Carl,

Die Clarinette als Talisman Musikalischer Roman in 2 Bänden

Bd.: 2

Jena 1874
P.o.germ. 1655 p-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11188864-2